Bavar.
2412

Schreiben

an den

Herrn Verfasser der Schrift:

„Ueber das

gegenwärtige Schicksal

der

Oekonomie-Pfarrer

in

Bayern ꝛc.“

1830.

Schreiben

an den

Herrn Verfasser der Schrift:

„Ueber das

gegenwärtige Schicksal

der

Oekonomie-Pfarrer

in

Bayern ꝛc.“

R

Ingolstadt, 1830.

Bei A. Attenkover, Buchdrucker und Buchhändler.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

<36602081730017

<36602081730017

Bayer. Staatsbibliothek

Ehrwürdiger Mann!

Ich habe Ihre Schrift mit jener Stimmung des Geistes gelesen, welche nöthig zu seyn scheint, damit der Sinn irgend einer Schrift, oder andern Rede, so empfangen werde, daß er nicht nur in der Seele des Lesers oder Hörers richtig erscheine; sondern auch jene Wirkungen hervorbringe, welche in seiner Natur liegen, und von dem Darsteller des Sinnes diesem mitgegeben worden sind.

Ich werde kaum irren, wenn ich dafür halte, daß es Ihnen nicht unlieb sey, von verschiedenen Seiten zu erfahren: Welche Wirkungen Ihre Schrift in den Gemüthern Ihrer Leser hervorgebracht habe. Auch ich, als Einer Ihrer Leser, erlaube mir, Ihnen dieses zu sagen, und zwar auf dem Wege der Oeffentlichkeit; eines Theils, um Ihnen meine ungeheuchelte Verehrung auch öffentlich zu erkennen zu geben; andern Theils, um ein Dokument niederzulegen, wie ernst und wichtig mir die Sache erscheine — und nicht erst seit gestern; und daß sie von allen Seiten, die höchsten nicht ausgenommen, mit unpartheiischem Scharfblicke, vom innersten Grunde aus, gewürdigt zu werden verdiene.

1. Daß dem Stande der Geistlichkeit, darunter vorzüglich den Oekonomie-Pfarrern, geholfen

werden solle, ist so wahr, als nothwendig. Indem Sie, Verehrter Mann! dieses zur öffentlichen Sprache gebracht; die Noth dargestellt; und Mittel zur Abhülfe in Anregung gebracht haben: erwarben Sie sich ein Verdienst, welches Ihnen in Wahrheit nicht streitig gemacht werden kann, und das Ihnen vielleicht Niemand mehr gönnt, als ich. Möchte es nur nicht so manches Hinderniß der sehr wohl möglichen Hülfe geben, das nicht in den Verhältnissen nur, sondern auch in der Beschaffenheit der menschlichen Natur liegt.!

2. Wahr ist es, wenn es auch das Evangelium nicht sagte: Der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Aber auch nur der Arbeiter! Und hier, Lieber Mann! steckt auch ein Verderben für den geistlichen Stand. Das ist es eben (Sie wissen es ja selbst), daß der Geistliche nur zu sehr — nicht als Arbeiter angesehen wird. Drohnen sind sie, unnütze Staatsglieder, ja schädliche Theilnehmer an der Menschengesellschaft; Leute, welche „die verlorne Weltherrschaft erringen möchten;" gegen die sich der Rechtsgelehrte mit allen Kenntnissen und Einsichten rüsten müsse, um „ihrer pfäffischen Schlauheit den Sieg zu entreissen, Recht und Gerechtigkeit zu erhalten dem Regenten und dem Volke, und eine Macht abzuwehren, die gegründet auf Lug und Trug, auch nur auf den Schleichwegen dieser Laster sich festzusetzen sucht. Sittliches und religiöses Wirken zum Heil der Menschheit ist es nicht, was sie suchen und begehren. Nach irdischen Gütern sind sie lüstern, nach Herrschaft. Wölfe in Schafspelzen sind sie, Gegner der Freiheit, Despoten, Verbreiter der Finsterniß, des Aberglaubens, des Gewissens = Zwanges.

Hinderer selbst der physischen Kultur sind sie durch die Zehnten, namentlich durch die Naturalauszehntung, welche die drückendste Fessel der Kultur ist, und für ewige Zeiten „gesprengt" werden muß. — Anderswo heißt es: „Es kann uns nicht anders als empfindlich und schmerzlich fallen, wenn wir die ... Pfaffen ihre Tage im Müssiggange, und im vollen Genusse des Lebens verschwelgen sehen." Und irgendwo steht: „Der Pfarrer arbeite täglich nur eine Stunde, während der Schulmeister 5 bis 6 Stunden arbeite;" und ... „Die Klerisey besitzet das Mark des Landes. Sie hat (hatte) vielleicht zusammengenommen, nicht geringere Einkünfte als der Landesherr." — Wahrlich, die Bauern zusammengenommen haben noch mehr!

Wenn nun, Verehrter Mann! Dieses und Aehnliches unserer Jugend selbst in höheren Bildungsanstalten; wenn es unserem Volke von nicht unbedeutenden Zungen und Federn seit langer Zeit, und auf mancherlei Art kundgegeben wurde, und noch wird: was will man denn anders bewirken, als den Glauben und die Meinung: Unsere Geistlichen seyen Taugenichtse, Tagdiebe, Wohllüstlinge, Betrüger, Feinde des öffentlichen Wohles, der menschlichen Freiheit und Gesellschaft. Was kann, was soll dieser Glaube, diese Meinung in der heranzubildenden Jugend, in dem selten gründlich untersuchenden Volke anders bewirken, als zu sagen und darnach auch zu wirken: Taugenichtse verdienen nichts; Tagdieben muß man das Handwerk einstellen, Wohllüstlingen muß man Distel und Dörner reichen; Betrüger muß man entlarven, und auf den Pranger stellen; Feinde des öffentlichen

Wohles muß man auf alle Weise entkräften, durch kleinen Krieg vorzüglich beschäftigen und schwächen; Feinde der menschlichen Freiheit muß man fesseln und gefangen halten; Feinde der menschlichen Gesellschaft müssen aus ihr ausgeschlossen, und, wie immer möglich, deportirt werden.

Daß dieses nicht bloß eingebildete Sachen seyen, ist Ihnen selbst nicht unbekannt, facta loquuntur; und ich werde benöthigten Falls nicht anstehen, die Dokumente namentlich anzuführen. — Gewiß! wer den Herrn nicht ehret, wird dessen Diener, Rosse, Hunde ꝛc. nicht achten. Sie haben es selbst (anderswo) gesagt, und ich wiederhole es bloß: Nur wenn die Nützlichkeit, Wohlthätigkeit und unbedingte Nothwendigkeit der christlichen Religion für das Menschengeschlecht wieder allgemeiner erkannt werden, und diese Erkenntniß in das Leben kräftig eingreifen wird: dann wird man sich auch des Dieners dieser Religion wieder lebhafter erinnern! wird ihm sein saueres Tag- und Nacht-Werk nicht verbittern, sondern versüssen; wird ihm seine Last nicht erschweren, sondern erleichtern. Bis dahin bleiben Kampf, Leiden, und die Hoffnung einer Erleichterung nur — jenseits. — Dieses ist in unserer Angelegenheit mein redliches Glaubensbekenntniß.

3. Wenn aber auch das Alles wirklich so ist: so sollen wir darum nicht unthätig seyn. Ist es ja humane und christliche Pflicht, alles zu thun, um das Loos seiner Mitmenschen zu erleichtern: Sollte etwa der Geistliche, der Mitbruder hievon ausgeschlossen seyn? Darum haben Sie, ehrwürdiger Mann! doch Verdienst,

wenn auch Ihre Bemühungen wenig oder keine Frucht bringen sollten.

4. Sie fangen Ihr Geschäft damit an, daß Sie (§. 1 S. 1) sagen: „daß ohne Religion kein Staat bestehen könne." An sich ist dieß die reinste Wahrheit. Wenn aller Unbestand, alles Vergehen, ja alle Uebel dieser Welt von dem ersten Zerreissen des Zusammenhanges oder Verhältnisses mit Gott, von dem Aufheben der ursprünglichen Religion, und von der Fortdauer dieser Trennung und Irreligion den Ursprung und die Endlosigkeit hat: so haben ganz gewiß auch die Staaten alles Dieses daher. Denn die Menschen an sich, ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach, und die Menschen der Staaten sind nicht zweierlei. Was also der Individual-Mensch braucht, das braucht auch der Staats-Mensch, also das Ganze solcher Menschen, jeder Staat.

Wahr ist es zwar auch, daß in Rücksicht der ächten Kenntniß dieses Ursprunges alles Uebels seit einiger Zeit wieder eine bessere Kenntniß bestehe; aber unmöglich kann ich Ihnen zustimmen, wenn Sie sagen: „dieses sey eine zur Zeit wieder allgemein anerkannte Wahrheit." So lange diese Erkenntniß nicht vorzüglich in die Gemüther Jener sich einsenkt, welche in dem Gesetzgebungswerke der Staaten, gleichviel, in welchen, arbeiten, und den Hirten der Völker, wie Homer sagt, als treue Stützen des so erhabenen Geschäftes zur Seite stehen: so lang ist von einer Allgemeinheit nicht zu sprechen.

Wenn es bei Bäumen im Stamme, in den Hauptwurzeln und Hauptästen fehlt: was haben dann die

übrigen vielen Zweiglein für Kraft, für Bedeutsamkeit? — Es ist allerdings nichts Kleines für den Arbeiter an der Staatsmaschine, ein, sogar vollendetes Corpus juris zu seyn. Doch was nützt alles Das, wenn so ein Corpus juris den ächten Zweck des gegenwärtigen Menschengeschlechts nicht kennt, oder mißkennt? Emmanuel Sieyes ist entschieden ein merkwürdiger Kopf, und ist auf die neuen Institutionen von weit größerem Einfluße und Gewichte, als so Mancher dafür zu halten scheint. Fragt man ihn aber, wo alle Institutionen für den Menschen hinwollen: wie seicht, einseitig, wie unbefriedigend, wie irreführend ist seine Antwort! [1]) Was Wunder, wenn es der ganze Wuchs ist, sofern er aus seinem gesetzten Kerne hervorgewachsen ist!

Was nützt es, gesetzt selbst die Hirten der Völker machen den Ausspruch: „Religion ist nothwendig, ist das Wesentlichste hienieden!" wenn diese grosse Wahrheit in den Institutionen, welche von ihnen sanktionirt, und den Völkern als Leitstern gegeben worden, als der Centralgeist nicht lebt und webt? — Wenn die Religion (und ich meine hier die christliche) erst bitten und akkordiren muß, um ein Plätzlein für ihr Leben und Wirken zu erhalten: so ist es eins der sprechendsten Zeichen, daß ihre absolute Nothwendigkeit und ihre höchste Wohlthat noch nicht erkannt werde; daß Staats-Institutionen für höher und wichtiger gehalten werden!

Gottes Einrichtung ist es, welche in der unverdorbenen Natur waltet. Darum sind die Naturgesetze

1) Politische Schriften, Deutsch. 1796. 1. Thl S. 432 ff.

nichts anderes als Gottesgesetze. Freilich ist noch ein anderes Gesetz in der Natur, das Gesetz der Sünde, des Verderbens. — Dieses ist nicht Gottes Gesetz, obwohl es als nothwendige und natürliche Strafe für die Sünde in die Natur gekommen ist. — Auch dieses Sündengesetz hat seine Ordnung und Consequenz, wie jede physische Krankheit im menschlichen Leibe; führt aber, und das consequent, zum Verderben, zum Tode. Dieses andere Gesetz, wie es Paulus nennt [2]), ist zwar auch ein Gesetz in der Natur, und kann denn auch Naturgesetz genannt werden. Es ist aber ein Naturgesetz, welches in unserer Natur nicht seyn soll; welches in dieser Natur vielmehr geschwächt, ja getilgt werden soll. Wie kann nun dieses zweite Naturgesetz, dieses Sündengesetz jenes Gesetz seyn, nach welchem unser Leben, unser Thun und Lassen einzurichten wäre?! Erkannt soll es seyn dieses Gesetz, wie jedes Krankheitsgesetz, aber nicht um ihm zu folgen; sondern um ihm, wie in jeder Heilkunst, entgegen zu arbeiten, um es zu tilgen.

Und doch, Verehrter Mann! wird dieses Sünden-Naturgesetz nur zu oft für das wahre Naturgesetz, für das von Gott in die Natur gelegte Gesetz genommen; wird als Lebensnorm aufgestellt, und oft eigens dazu sanktionirt. Das ist ein schrecklicher Mißgriff! Denn das, was schon seiner Natur nach zum Verderben führt, wird noch über dieses als Das aufgestellt, wornach gelebt werden soll; das, was vom Unheiligen kommt, und unheilig ist, wird durch eine an sich so erhabene

---

2) Röm. 7, 23.

Macht als geheiligt erklärt (Sanctionirt); und darum als unverletzlich, dem wahren Heiligen gleich, ausgesprochen, um so sicherer in's Verderben zu stürzen. Das ist Satans-Kunst in Engels-Gestalt.

Ein solches Sünden-Naturgesetz nun ist: das Streben nach Unabhängigkeit, nach Freiheit, wie dieses Unabhängigseyn gar so gern genannt wird: das wahre Prinzip, und der Fortwuchs alles Irreligiösen, alles Verderbens. Der Engel, der Mensch rissen sich von Gott los, wurden so unabhängig, frei, und — und höchst elend. Dieß Naturgesetz, geworden durch die Sünde, bringt, was es einst brachte, noch immer; es lebt fort; alles will unabhängig seyn — von Gott, von den Eltern, von den Fürsten, von Allem, was gut, weise, gerecht ist. Und dieses bringt alles das, was wir gesehen haben, und noch sehen; dieses bringt das Verderben, worunter die Welt seufzet, und in der Welt die christliche Kirche und ihre Diener.

Ein solches Sünden-Naturgesetz ist ferner: das Streben (mit dem ersten innigst verwandt) nach so genannter Selbstständigkeit, d. i., sich alles selbst allein durch sich selbst zu seyn. Dieses Streben hat gleichen Ursprung mit dem ersten, und ist dessen Positives. In ihm liegt: Jedes ist sich sein Gott; sein König und Fürst; sein Gesetzgeber (absolute Autonomie der Vernunft) und Regent: mit Einem Worte, sein Alles. Darum ist ihm auch Gott, König und Fürst, Gesetzgeber und Regent, und alles Aehnliche — Nichts. Wer in dem Prinzip dieses Sündengesetzes lebt, ist nothwendig Atheist, Anarchist, Demagog, Revolutionär, oder, wie man jetzt lieber sagt, ein

Liberaler, ein Freisinniger. — Und das sind die Weisen der Zeit, welche selbst im Volke, selbst in den ABC-Schülern, und wo nicht überall? — zu sehen sind: das ist der Egoismus im höchsten Sinne. — Und was haben wir diesem zu danken? Die Revolutionen im Kleinen und Grossen, die Tyranneien unter allerlei schimmernden Namen, die vielen Gestalten der neuen Zeit, und — all das Uebel, welches wie eine Sündfluth mitgekommen ist.

Es wäre nicht schwer, noch mehrere solcher Sünden-Naturgesetze anzuführen, wenn es in meinem Zwecke läge; beispielsweise mag es genug seyn, die beiden Grund-Sünden-Naturgesetze angeführet zu haben. Diesen gegenüber stehe das wahre, ursprüngliche, göttliche Naturgesetz.

Das wahre, ursprüngliche, von Gott in die Natur gelegte Gesetz ist aber: Zusammenhang mit Gott; Abhängigkeit von Gott, Seyn, Leben, Wirken in Gott, durch Gott, aus Gott. Wie die Eine Baumes-Natur und Kraft in den entferntesten Zweiglein lebt und wirkt; und hinwieder diese nur durch jene Eine Kraft sind, leben, wirken, und erfreuliche Früchte bringen; so alle Naturdinge, so der Mensch in, mit und durch Gott.[3])

Das wahre Naturgesetz sucht, erhält, und ehret jeden solchen natürlichen Zusammenhang, als: mit Gott; mit den Eltern, mit den Geschwisterten; mit den Königen, Fürsten und jeden wahren Obern; mit den rechtmässigen Gemeinden; mit jedem rechtlichen Menschen; denn das sind die wahren römischen Fasces, wodurch alles stark,

---

3) Joan 15, 4 — 7

und kräftig und freudig ist. Und dadurch hat Jeder, was er bedarf; er ist wahrhaftig selbstständig und frei. Denn Der, welcher ist die Wahrheit, das Leben, die Selbstständigkeit, giebt jedem seiner Geschöpfe in dessem Verhältnisse, was er selbst hat und ist, mit Liebe, und ohne Geiz und Neid, jedoch nur so lange, als das Geschöpf in Ihm ist und bleibt.

Was kann nun, Ehrwürdiger Mann! irgend eine Gesetzgebung, oder Institution, oder Charte ꝛc., für einen anderen Zweck haben, als: die wahren göttlichen Naturgesetze aufzusuchen, aufzufassen, festzuhalten, neu zu proklamiren; das Leben der Menschen darnach zu leiten, zu beurtheilen, zu richten? Und was soll sie, als mit aller Umsicht sich hüten, daß ihr das Sünden-Naturgesetz sich nicht als wahres, als göttliches Naturgesetz darstelle und eindringe, dem sie mit aller Macht entgegenarbeiten muß? Was kann sie, welches Namens, und Landes, und Hirtens sie auch sey, anderes wollen und thun, als: die Verhältnisse mit Gott, mit den Eltern, mit den Fürsten und Obrigkeiten, mit der ganzen menschlichen Gesellschaft — nach Gottes Anordnung herstellen und handhaben?

Und wenn sie, die Institution, das thut, ist nicht Religion (Wiederherstellung aller Verhältnisse mit Gott ꝛc.) ihr innerstes Wesen, ihr, Alles durchgreifendes, Prinzip, ihr Anfang, ihre Mitte, ihr Ende? Ihre Gesetze sind die ächten Naturgesetze, und können ihrem Wesen nach unmöglich von den ächten Religionsgesetzen verschieden seyn. Beide Gesetze sind, so zu sagen,

die rechte und linke Seite des Einen Leibes; es ist dasselbe Geblüt, dasselbe Leben, welches in beiden lebt und bewegt.

Ist aber einmal Dieses, dann sind auch Priester, als Beamte und Diener der Kirche, und Staats-Beamte nicht so geschieden, nicht so entgegen gesetzt, als sie so oft schienen, und in der That waren, und vielfältig noch sind. Iustitia et pax osculatae sunt, wird es erst dann heissen.

So ist es aber jetzt noch lange nicht! Ihnen selbst ist das Bild der neuen Zeit dieß- und jenseits des Meeres zu bekannt. Durchmustern Sie mit diesem, gewiß richtigen, Maßstabe die neuen und neuesten Versuche von Staats-Formationen, Gesetz-Produktionen und ähnlichen Dingen: Sie werden und müssen sich überzeugen, daß es noch lange nicht bei dem sey, was Sie sagten: „es ist allgemein anerkannt.“ O, wie sehr wünschte ich, daß Sie Recht hätten, und ich Unrecht! Wie glücklich wären wir beide, und Viele, Viele mit uns!!

5. Zum Grunde Ihrer zu machenden Anforderungen an den Staat legen Sie, Verehrter Mann! auch diese (§. 1. S. 1—2. §. 21. S. 22—24.), daß die Geistlichen, die Pfarrer, auch Staatsdiener seyen. Was wirklich besteht, ist dann, wenn es recht ist, zu ehren, und mit Dank anzuerkennen. Allein ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich bis auf diese Stunde mit der Staats-Dienerschaft des geistlichen Standes mich noch nie recht habe befreunden können. Wenn Sie mir zugeben, daß die wirklichen Staatsdiener deßwegen, weil sie der Religion und Kirche wirklich

viele Dienste leisten können, und in der That leisten, auch Religions- und Kirchen-Diener seyen: so gebe auch ich Ihnen zu, daß die Geistlichen, die Pfarrer deßwegen, weil sie dem Staate wirklich viele Dienste leisten können, und — ich sage es gewissenhaft — auch leisten, auch Staats-Diener seyen. Sie werden das Erste kaum wollen; und ich kann mich zum Zweiten nicht finden. Ich weiß zwar, daß es Geistliche gegeben hat, welche gewünscht haben der Staat möchte die Geistlichen, die Pfarrer, als Staatsdiener erklären. Allein ich habe bedauert, daß, wie es schien, sie von äusserem Glanze sich hinreissen liessen, und ihre eigene erhabene Würde verkannten. Besteht denn im Glanze die Würde, und nicht vielmehr in der Erhabenheit des Zweckes, und in dem grossen Umfange der Macht und der Mittel, diesen Zweck zu verwirklichen?

Und was hat denn diese Staats-Dienerschaft für Herrlichkeiten gebracht? Wer weiß das nicht, der an solcher Staats-Dienerschaft Antheil genommen hat! Die Pfarreien z. B. hat man zu Aemtern gemacht, hat ihnen Siegel gegeben (auch vorher hatten sie Siegel, das der Kirchen und ihrer Patrone); und den nun geehrten Vorständen der Aemter hat man ein Wichtigeres, die Siegelmässigkeit im Staate wenigstens praktisch genommen, denn theoretisch sub judice lis est.

Seit der Gedanke der Staats-Dienerschaft der Geistlichkeit sich entwickelt und realisirt hat, seit dieser Zeit hat sich ein anderer mitentwickelt. Es gieng so: Die Staats-Diener haben Besoldung; also auch die Geistlichen. Die Staats-Diener haben die Besoldung

— von Wem? — vom Staate: also haben auch die Geistlichen ihre Besoldung vom Staate; — — also sind die Güter und Rechte der Geistlichkeit von welchen sie lebt, Staatsgüter; — — also kann der Staat mit diesen Gütern thun, was er will, und, wie alle seine Diener, so auch die Geistlichen besolden, wie er will. — Daß alles Dieses nicht rein logisch sey, ist richtig. Aber wo in aller Welt geht alles rein logisch zu? Sagen Sie selbst: Gieng es anders; könnte es, wäre so fortgebildet worden, anders gehen?

Seit der Staats-Dienerschaft giebt es Fassionen über Fassionen, worin die Pfarr-Güter und Rechte eine bestimmte Summe abwerfen müssen, weil festgesetzt ist, was alles Getreid koste, wenn es in der That schon ganz anders ist. Wie reich müßten freilich so die Pfarrer werden, besonders, da ja keiner das Wahre sagen darf, und selbst bei der größten Redlichkeit nicht sagen kann; weil schwerlich in irgend einem Lande ein Oekonomie-Pfarrer pünktlich sagen wird können, was seine Pfarrei im Ganzen ertrage.

Die Staats-Dienerschaft hat den Geistlichen zu noch gar Vielem gemacht, das zu sagen ich mich beinahe schäme. Ihnen kann das nicht unbekannt seyn, wenn Sie es auch weniger selbst erfahren haben sollten. Sie, ehrwürdiger Mann! müssen also sehen, daß auf die Staats-Dienerschaft der Geistlichkeit nicht mit gutem Glücke gebauet werden könne.

6. Sehr wahr sagen Sie (l. c.) daß der Staat dem geistlichen Stande sehr Vieles zu danken habe. William Cobbett hat dieses in seiner

merkwürdigen Schrift [4]) für Großbritannien und Irland auf das klarste gezeigt. Für Bayern sagt es unsere Geschichte [5]) laut genug. Ich aber sage: Wie viel weiß die Welt nicht von all dem Guten, welches durch die Geistlichkeit unmittelbar, oder mittelbar für den Staat geschehen ist, und noch geschieht. Der bessere Geistliche (und das ist gewiß der größere Theil davon in Bayern), dann besonders der einsilbige Bayer, hat den christlichen, und ganz gewiß auch humanen Ausspruch im Sinne: „Die linke Hand wisse nicht, was die rechte thut!" Ist dem so (und dafür habe ich Zeugnisse genug): so hat ja der Geistliche schon deßwegen sehr oft weit mehr Verdienste, als man dafür hält. Ich denke also, daß er es schon darum wohl werth wäre, daß man seiner in besseren und größeren Gnaden gedächte.

7. Sie fahren nun fort, und sagen (§. 2 S. 2), daß der Geistliche, um wohlthätig wirken zu können, eines sichern Einkommens bedürfe. Wer möchte an der Richtigkeit dieses Ausspruches zweifeln? Das Nothrecht, sein Leben zu fristen, hat der Geistliche so gut, als jeder Bettler. Auch halte ich dafür, wenn schon die Praxis hier und da zu widersprechen scheint, daß der Bürger eines Staates, wenn er in den Stand des Clerus tritt, die Rechte des Bürgers und Menschen in diesem Bezuge nicht verliere. Allein von dem Individuum ist hier am wenigsten die Rede: davon ist die Rede: Ob er als Diener der Kirche eines

4) Geschichte der protestantischen Reform in England und Irland, Deutsch. Offenbach 1827. Vier Bändchen.

5) Sebastian Günther's Geschichte der litterarischen Anstalten in Bayern. München 1810 — 15. Drei Bände.

sicheren Einkommens bedürfe. Sein Nothrecht, als Individuums bleibt; aber ein anderes und viel wichtigeres Recht erwächst ihm; und dieses Recht ist nicht etwa nur Gnade des Staats; es ist ein christliches, es ist Gottes Recht. Sie kennen die so deutliche, so bestimmte Stelle des heil. Paulus [6]). Nicht für Sie, doch auch nicht zum Ueberflusse, will ich diese Stelle hersetzen. „Meine Vertheidigung," sagt Paulus, „gegen die, welche über mich Untersuchung halten wollen, ist diese: Haben etwa wir nicht Vollmacht zu essen und zu trinken? Wer thut jemal auf seine Kosten Kriegsdienste? Wer pflanzet einen Weingarten, ohne von dessen Früchten zu essen? Wer weidet eine Heerde, ohne von ihrer Milch zu speisen? Oder rede ich etwa das nur so nach Menschenart? Sagt es nicht selbst auch das Gesetz? Denn es steht in dem Gesetze Moyses geschrieben: Du sollst dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verkörben. Hat denn Gott nur für Ochsen Sorge? Oder sagt er das nicht vielmehr unser wegen? Ja wohl! Unser wegen ist das geschrieben. Wer ackert, muß beim Ackern was hoffen, und wer drischt, thut es in Hoffnung, der Frucht zum Genusse habhaft zu werden. Wenn wir für euch Geistiges angepflanzet haben, ist es dann zu viel, wenn wir euer Leibliches mit einärndten? Wenn andere an dem Eurigen rechtlichen Antheil haben, warum dann nicht vielmehr wir? Doch wir haben uns dieses Rechtes nicht bedient; sondern lassen uns alles gefallen, um nur dem Evangelium den Eingang nicht zu erschweren. Wisset ihr nicht, daß

---

6) 1. Cor. 9, 3 — 14.

die, welche beim Opfern zu thun haben, vom Opfern auch essen? und Diener am Altare vom Altare auch ihren Antheil bekommen? Eben so hat der Herr auch verordnet, daß Verkündiger des Evangeliums vom Evangelium leben sollen.“ rc.

Ganz klar, und auf das Bestimmteste entschieden ist es also, daß der Geistliche, der Priester, der Pfarrer, als solcher, und nicht als Individuum, ein festes, von keinem Menschen umstoßbares, kirchliches, göttliches Recht habe zu einem Einkommen, und, zu einem sicheren. Er ist auch dazu durchaus nicht auf den Staat angewiesen, sondern auf die Gemeinde, welcher er predigt; auf die Herde, welche er weidet; auf die Opfer, welche dem Altare, d. i., dem Herrn geopfert werden. Paulus spricht dem Geistlichen nicht nur gleiches Recht zu, wie Jedem, der rechtlichen Antheil hat, z. B., der Staat, sondern, weil die Pflicht und Wohlthat „Geistiges“ noch viel erhabener ist, ein vorzügliches.

Es ist hier nicht nöthig zu zeigen, wie die christlichen Gemeinden ihrer Pflicht, ihre Priester zu unterhalten, entsprochen haben; oder wie die einzelnen Kirchen, oder die ganze allgemeine Kirche dieses gethan habe. Nichts wäre aber wunderlicher, nichts der Geschichte, nichts den christlichen Rechten entgegengesetzter, als dieses: die Gemeinden, die Kirchen, ja die allgemeine Kirche hätte hiezu kein Recht gehabt. So gäbe es ja lautere Pflicht, und kein Recht, welche doch nach jeder wahren Rechtslehre überall correspondirend sind. Hiesse das nicht ungefähr: Der Stifter der christlichen — seiner — Religion, durch Den Alles gemacht ist, was gemacht ist, müsse seine Geschöpfe erst fragen, ob

sie es erlauben, daß Er aus seinem Eigenthume für die Kirche und ihre Diener Etwas aussetze, wovon zeitlich gelebt werden könne?

Wenn Fürsten alter und neuer Zeit für die Kirche und für die Geistlichen in dieser Hinsicht gesorgt, oft reichlich gesorgt haben, so haben sie hiemit gethan, was jeder Christ zu thun schuldig ist; sie haben aber auch gezeigt, daß sie diese Pflicht kennen; daß sie der Kirche dankbar seyen; und daß sie Pflicht und Dank fürstlich zeigen wollten. — Etwas anderes ist es aber, was der Fürst als Fürst, etwas anderes, was er als Christ thut. Dieses sollte besser auseinander gehalten werden, als es nur zu oft nicht geschehen ist.

Daraus ist aber auch klar, daß es von Rechtswegen Sorge der Kirche, und nicht Sorge des Staates ist, daß die Geistlichen ihre sicheren Einkünfte haben. Aus dieser Sorge sind theils die Kirchengüter entstanden, theils die übrigen Subsistenz-Rechte und Pflichten begründet worden. Diese Rechte und Güter sind Kirchengüter, und keine Staatsgüter, darum schon gar nicht, weil sie im Staate sind; sonst wäre auch Staatsgut alles Uebrige, was im Staate ist, also auch jedes so genannte Privatgut: was nur mit höchster Kurzsichtigkeit behauptet werden könnte.

Wenn die Kirche sich an die Fürsten und Mächtigen der Erde gewendet hat um Hilfe und Beistand: so hat sie dieses aus innerem Rechte, wie aus innerer Pflicht gethan; und ganz gewiß im Vertrauen, daß ihr geholfen, und nicht, daß ihr geschadet würde. Und wenn die Fürsten diesen Beistand, diese Sorgfalt (curatela) über sich genommen haben: so verdienen sie allen Dank,

alle Ehre. Daraus kann aber für die Fürsten nie ein (inneres) Recht erwachsen seyn, am allerwenigsten das, mit diesen Gütern nach Belieben zu schalten; oder die Kirche so zu behandeln, als wäre in ihr nur lauter Kindschaft (infantia); und als wäre für sie eine Vormundschaft (ebenfalls Curatel genannt) durchaus nothwendig.

Es ist aber auch aus gleichem Grunde Recht und Pflicht der Kirche, zu beurtheilen und zu entscheiden: Was bedärfen meine Diener? Sonderbar wäre es, wenn immer Fremde oder Auswärtige über die Natur und Grösse solcher Bedürfnisse entscheiden sollten! Ist es denn nicht überall der Familienvater, welcher dieses am beßten kann? Nur bei der Kirche sollte es immer anders, d. i., unnatürlich seyn! Wer entscheidet denn im Staate über den Hausbedarf? — Sehen Sie, Verehrungswürdiger Mann! mir scheint es, daß dieses hier nicht übergangen seyn sollte. Wenn es gewiß ist, daß der Geistliche sichere Einkünfte bedarf; so ist es eben so gewiß, daß man auch fragen soll: Wie groß sind seine Bedürfnisse als Geistlicher? (dem Privaten bleiben seine weiteren Rechte) Wer hat das Recht und die Pflicht, für diese Bedürfnisse zu sorgen? Diese Fragen, und ihre richtige Beantwortung, wie diese in einigen Grundzügen im Vorhergehenden enthalten ist, geben der Sache die rechte Stellung, und, wie ich dafürhalte, eine etwas andere Wendung, als zum Theile in dem folgenden Inhalte Ihrer Schrift sich befindet.

*) Ich weiß recht gut, daß meine Behauptungen über die Natur der Kirchengüter, und über das

Recht und die Pflicht der Kirche, für den Unterhalt der Geistlichen, ihrer Diener, zu sorgen rc., mehreren neuen Staatsrechtslehrern, namentlich den französirenden; dann mehrern Kirchenrechtslehrern, und überhaupt dem Phalanx der Aufklärung der neuern Zeiten geradezu entgegen sey; und, daß ich mir damit das Ordenszeichen eines Ultramontanisten, Servilen, Finsterlings, gar leicht verdienen könne. Dieses alles soll mich aber nicht hindern, der erkannten, so vielfältig verdunkelten Wahrheit aufrichtiges Zeugniß zu geben. Wem der Geschichtkundigen ist unbekannt, daß die Güter der Kirche in den verschiedensten Zeiten so Vielen ein Dorn im Auge waren? Daß eben deßwegen verschiedene Titel aufgesucht, oder angegeben wurden, aus denen hervorgehen sollte: der Kirche gehören keine, oder nur sehr wenige Güter? Wer kennt nicht die neueren Revolutionen in der Kirche, bei welcher Gelegenheit die Fürsten als Bischöfe und Päbste — der Sache nach — denn der Name war abscheulich, schrecklich! — erklärt und constituirt wurden; demnach als solche, welchen das Kirchenregiment, also die Regierung der Kirchengüter zieme? Und wer weiß nicht, wie leicht sich das, an sich auch hier, zweifache Regiment in Eins und dasselbe verschmelze? Wem der Kenner der Geschichte ist fremd, daß der lang- und vielarmigen französischen Revolution die christliche Religion, dieses „Phantom der Einbildung," wie Sieyes sagte [7]), und damit ihre Diener, die

7) Europa im Bezuge auf den Frieden, eine Rede. S. 63.

Priester, ein Ueberfluß waren [8]); daß die Nation (die französische) beschliessen könne, daß sie die Geistlichen nicht mehr nöthig habe [9]); also die Güter der Geistlichkeit sich zueignen könne? rc.: wer das alles weiß und kennt, der weiß auch, wie die Meinung entstanden: die Kirchengüter seyen eigentlich Staatsgüter; der Staat habe wie das Recht des Eigenthumes, so auch das Recht der Disposition. Habe, oder wolle er, etwa aus Gründen der Politik, Geistliche: so stehe es ihm zu, ihnen das Maß und die Art des Unterhaltes zu bestimmen, und zu reichen.

Es dürfte Manchem nicht leicht seyn, diese von Jugend auf gehörten und eingesaugten Grundsätze, als einseitige, oder unrichtige zu erkennen und abzulegen: zumahl es bei der eingepflanzten und emsig genährten Antipathie gegen Kirche und Geistlichkeit sehr wenig Reitz, und noch weniger Empfehlung giebt, mit ernster und durchgreifender Prüfung in dieser Angelegenheit zu verfahren.

Uebrigens bin ich fern davon, gegen Das meine Behauptungen zu stellen, was auf dem Grunde rechtmässiger Uebereinkünfte der Kirchen- und Staaten-Regenten, oder auf sonst einem rechtlichen Grunde beruht. Die Wissenschaft sucht Wahrheit, nicht Ungehorsam. Wenn es aber darum zu thun ist, wichtigen Uebeln gründlich abzuhelfen, wenigstens die Wege und Mittel zu zeigen, auf welchen,

---

8) Am angef. Orte. S. 74 — 5.

9) Schriften, I. Th. S. 461 — 2.

und durch welche abzuhelfen wäre: so ist es auch darum zu thun, die Gründe der Uebel redlich aufzusuchen, und, gefunden, eben so redlich anzugeben, damit die Wahrheit sich Bahn mache, und als die ächtgestaltende Sonne wirke, belebe und leuchte. Alle Krankheiten, alle Uebel entstehen auf Irrwegen und aus Mißgriffen; und ich kann nicht dafür, daß es so ist. Die Angabe von diesen bringt zwar wenig Erfreuliches; aber desto zuverlässiger, wenn sie hinweggeräumt, getilgt werden, vortreffliche Gesundheit. Die wirkliche Tilgung liegt aber grossentheils ausser der Macht oder Wissenschaft; wohl aber in der Macht der Gewaltigen hienieden.

8. Ungern, aber aufrichtig gestehen muß ich es, daß es mir scheine, daß Sie, ehrwürdiger Mann! selbst, vielleicht unbewußt, sich in der Meinung befinden, als sey der Staat es, welcher die Geistlichen, die Pfarrer besolde; als sey von Rechtswegen (ich verstehe darunter das ursprüngliche Recht) der Staat es, welcher diese Besoldung so, oder anders reguliren könne. Die Kirchengüter, von wem sie auch immer gekommen seyn mögen, sind Kirchengüter, und dabei bleibt es, wie, und wo immer, theoretisch, oder praktisch, diese Wahrheit angefochten werden mag. Für diese Wahrheit fochten und starben die größten Männer in der Kirche. — Daß die Geistlichen vom Staate Hülfe und Abhülfe bedärfen, ist ausser Zweifel. Worin aber Beides bestehen soll, möchte noch näher zu untersuchen seyn.

9. Wo Noth, wo Uebel ist, da geht es nicht recht zu. Gienge es recht zu, so würde alles herrlich, leben-

dig, freudig vor sich gehen; es gäbe keine Noth. — Sie haben gesagt, daß es nothige Pfarrer, besonders Oekonomie-Pfarrer gebe. Ja, ja, Mann Gottes! Sie haben recht, mehr recht, als Sie vielleicht selbst glauben. Ein Zeichen, daß es nicht recht zugehe! Sie haben muthig einige der Ursachen sehr richtig angegeben. Dank Ihnen dafür! Doch erlaube ich mir noch einmahl die Frage: Woher diese Noth? Die richtige und umfassende Beantwortung dieser Frage bahnet den zuverlässigen Weg, um bestimmen zu können, wie dieser Noth gesteuert werden wenigstens könnte. Und daraus werden noch einige Bemerkungen, nicht unwichtige, sich ergeben.

10. Vor Allem will ich aber an das Bekannte erinnern: daß die Noth in unserer Welt zu Hause sey; denn diese ist, was man auch dichterisch oder prosaisch dagegen sagen mag, ein Thal der Zäher. An das sollten sich zwar alle Menschen erinnern, doch niemand mehr, als der Geistliche.

Aller Noth Ursprung ist die Sünde, das Böse, der Fehler. Die Noth wird fortgepflanzt durch die Sünde, durch das Unrecht, durch die Fehler, gleichviel, welche Fehler sie seyen. So lange Sünde und Fehler dauern, wird also auch die Noth dauern. Ihnen darf ich dieses nicht erst sagen; Sie selbst haben sich jüngst bemüht, dieses der Welt begreiflicher zu machen: doch muß ich es sagen. Denn wird dieses öfter in Erinnerung gebracht: so macht man an die Welt keine übermässigen Forderungen; man spannt seine Erwartungen nicht hoch. Erwarte vom Thale der Zäher nicht viel Anderes, als Zäher! Laß Dich durch den Schimmer der

Stände nicht irre machen! Oder reizt Dich das: so suche nur tiefer! Du wirst finden, auch hier sey mancherlei Noth nur zu einheimisch. Das alles wird Dir heilsames Nachdenken, wird Dich weniger unzufrieden machen. Und schon das ist Gewinn. Die Geistlichen selbst suchen nicht selten im Stande der Geistlichkeit mehr Gutes, als darin zu finden ist. Weit mehr noch wähnen dieses die Weltlichen; ob sie gleich weit mehr noch irren. Schon daher kommt manche Noth; daher also auch so manche Klage.

Die Geistlichen sind Menschen; und obgleich mit hoher Gnade ausgerüstet, doch Paulus'e, denen Jesus sagt [10]: „Meine Gnade genüget dir, Tugend wird in Schwäche stark und vollendet." Der Geistliche müßte entweder sich selbst nicht kennen, oder nicht redlich seyn, wenn er behaupten wollte; ich mache alles gut und recht; ich habe durch keinen Fehler mir Uebel zugezogen. Auch daher kommt, wie überall, so manche Noth des Geistlichen; daher so manche Klage. Dürfte nicht auch diese leiser seyn, oder gar unterbleiben?

Die Sünden-Natur-Gesetze gehen, wie im Kleinen, so im Grossen, ihren nicht sehr zu hindernden Gang. Wer ihre Natur kennt, ihr Erscheinen und Vergehen vorher sieht, oder doch vermuthet: wohl ihm! er ist der wenigen wahren Klugen einer. Aber wie kurzsichtig, unvorsichtig, leichtsinnig ist der Mensch oft! Wie wenig ist er im Stande, den grossen Zusammenhang der Dinge; ihr Wechsel-Wirken und Wechsel-Hindern zu erkennen, zu überschauen! Wie wenig wird

10) 2. Cor. 12, 9.

er also im Stande seyn, allem Diesen seine Existenz, sein und der Seinigen Leben und Wirken richtig anzupassen?! Daher kommen eine Menge Dinge, welche wir Unfälle, Unglücke nennen. Sie drücken schwer, empfindlich: wer wird es aber anders machen? Werden Jammer und Klage es ändern, bessern? — Ein altes, sehr wahres Sprichwort sagt: „Mit dem Unglücke muß man hausen." In unserer Welt ist auch der Geistliche davon weder ausgenommen, noch auszunehmen. Daraus wird ihm sogar die bittersüsse Frucht: wer selbst unglücklich war, oder ist, versteht andere Unglückliche viel besser.

Wahrheit und Gerechtigkeit fordern diese Bemerkungen; und unsere heilige Religion, ja selbst die Weltklugheit fordern, wie jeden Menschen, so vorzüglich den Geistlichen auf, diese Uebel mit Geduld und Ergebung zu ertragen, und davon, der Gottheit gleich, den beßten Gebrauch zu machen.

Diese Noth nun ist es nicht, von deren Abhülfe die Rede seyn soll. Sie aber zu berücksichtigen ist christlich und human.

Welche andere Noth ist es nun, die hier in Rede kommen soll? Wir wollen suchen.

11. Dem Geistlichen ist seines Amtes wegen, als Diener der Kirche, nicht als Individuum, oder gar als „Pfründner," das Gut der Kirche angewiesen. Die Pflichten der Kirche sind sein Hauptgeschäft, das Tagewerk seines Lebens. Die Kirche ist aber auch im Bezuge auf die Anweisungen, und auf die Erfüllung der Pflichten streng: „non facit fructus suos" — heißt es. Der Faule, der Nachlässige

ist Ersatz schuldig; oder Bedarf wenigstens Dispens; — eine an sich ehrenwerthe Einrichtung, deren sich wenige Staaten zu erfreuen haben [11]).

Die Kirche giebt aber ihre Güter dem Geistlichen für sein Opfer, welches er der Gemeinde, der Kirche bringt; weil der Geistliche als Privatmann wenig für sich thun und erwerben kann; giebt ihm soviel, daß die Sorgen für den Unterhalt des Lebens und Wirkens nicht grösser, oder gleich groß, sondern geringer, als die Sorgen für die Seelen seyn können; giebt diese Güter ihm dazu, damit er die aufhabenden Pflichten nach Möglichkeit vollkommen erfülle.

Hier nun zu sagen, was der Geistliche als Geistlicher brauche, hiesse einen Theil der Pastoral schreiben. Ich will mich nur auf das berufen, was selbst der Staat, was der sogenannte Geist der Zeit, was der Stand der Wissenschaften von den Geistlichen fordert. — Aber das muß ich sagen, daß ein armer, d. i.,

---

11) „Fructus terrae absque pecunia comedere, est ex Ecclesia quidem sumtus accipere, sed eidem Ecclesiae praedicationis pretium non praebere. . . . Quid ad haec pastores dicimus, qui adventum districti judicis praecurrentes, officium quidem praeconis suscipimus, sed alimenta ecclesiastica muti manducamus?" *S. Greg. M. Libr.* 22. *in Cap.* 31. *B. Job.* — *Nr.* 53. *col.* 725. *T. I. Ed. M.*

„Fraternitatem tuam necesse est mente sollicita cogitare, ut cujus fructus Ecclesiae percipit, opera studeat solerter impendere, atque ad Deum illic animas congregare, pravos ab iniquitate compescere, et incipientes bona opera, verbo exhortationis nutrire, memor, quod de Ecclesia universali scriptum est: *Panem otiosa non comedit.*" *Idem Epist.* 12. *Libr.* 5. *Indict.* 13. *T. II. p.* 737. *Ed. M.*

nothiger Geistlicher seine Pflichten nicht ganz erfüllen könne. Ihm sind die Armen ganz vorzüglich von der Kirche [12]), aber auch selbst von dem Staate empfohlen. Wer aber selbst oft betteln muß, so, oder anders: wie soll der helfen? Es giebt theuere Zeiten, Mißwachse, zeitliche Geldverlegenheiten, Familien-Unglücke, Kranke: wer soll in diesen und ähnlichen Fällen mehr helfen, als der Geistliche? Zu wem nimmt man in der That mehr Zuflucht, als zu ihm? Ich weiß gewiß, daß sich Arme auf das Krankenlager geworfen haben, die heil. Sakramente begehrten, weil sie wußten, ein barmherziger Geistlicher werde bei dieser Gelegenheit verschiedene Fragen stellen, — schon helfen. Nicht Einmahl hat bloß diese Hülfe Kranke wieder gesund gemacht.

Da saß ich einst in einem Gasthause in Gesellschaft; es war, wenn ich mich noch recht besinne, ein Leichen-mahl. Ein etwas alter Gerichts-Prokurator aus dem benachbarten Sitze eines Landgerichts war auch beigezogen worden. Ach! die Noth und ihr Kummer waren auf seinem Gesichte geschrieben. Es fügte sich, daß die Rede über das Befinden auch an ihn kam. Scham hemmte die Zunge; doch war auch diese Sprache verständlich. Nach einiger Zeit gieng der Mann hinaus. Etwas schneller gieng einer der Geistlichen, ein Pfarrer, nach. Ich wurde bald, aber wie von ungefähr, Zeuge, daß dieser Geistliche eine ganze Hand voll Geld — es waren nicht Pfenninge, noch Kreuzer, — in

---

12) Sieh das Buch: De Oeconomia sacra circa pauperum curam etc. Libri tres Authore *Laurentio a Villavicentio*. Antverp. Chr. Plant. 1564. 8.

die Hand des Kummervollen legte. Beide erschienen über kurz mit nassen Augen in der Gesellschaft wieder. O ihr! die ihr über solche Todten- oder andere Mahle der Geistlichen euch lustig, oder ärgerlich gemacht habet, hättet ihr vor und nach der Gabe den Prokurator gesehen, ihr würdet, vielleicht auch mit Thränen im Auge, mit vielen solchen Mahlen euch ausgesöhnet haben; ihr würdet verstanden haben, wozu der Geistliche das Geld brauche, und wie er es oft anwende. Und meinet ihr, das sey nur ein seltener Fall? Weit irret ihr! Doch, die Hand auf den Mund!

Ich wiederhole, was schon oft gesagt worden ist! Welches Vermögens bedarf der Geistliche oft, um nützlichen Staatszwecken mit in das Leben zu helfen, Befehle? Mein Gott, wie kraft- und lebenslos sind sie oft! Aufopferungen, Voranmachen, mitunter sich auch eine Zeit durch verspotten, und verlachen lassen, sind erforderlich, und nicht selten nur allein wirksam. — Freilich gieng, und geht es auch hier oft, wie schon im grauen Alterthume. Die Erfinder, oder Stifter des allgemein Nützlichen kennt man nicht. Noch mehr! nicht selten geht es den Geistlichen, wie ihrem Meister. Wenn, wie *venerabilis Beda* sagt [13]), das gemeine Volk die herrlichen Thaten des Herrn bewunderte: so läugneten Jene (die Pharisäer und Schriftgelehrten)

---

13) „Non haec aliqui de turba, sed pharisaei calumniabantur et scribae. . . Turbis quippe, quae minus eruditae videbantur, Domini semper facta mirantibus, illi contra, vel negare haec, vel quae negare nequiverant, sinistra interpretatione pervertere laborabant.“ *Libr.* 4. *c.* 48. *in c.* 11. *Lucae.*

diese Thaten; oder konnten sie dieses nicht, so bemühten sie sich, der guten That eine böse Deutung zu geben, und dadurch jene schlecht zu machen.

Die Schrift: „die rumfordische Suppenanstalt für Seelsorger" hat im satyrischen Tone[14]) die Bedürfnisse des Geistlichen angegeben. Wer hat das widerlegt? Am wenigsten der Veranlasser dieser Schrift[15]). Lassen wir das Ernst seyn; und, wenigstens viele, Geistliche brauchen noch einmahl so viel; und es ist wahrlich doch nur wenig.

Der Geistliche, namentlich der Pfarrer, bedarf also als Geistlicher, und nicht als blosser Privatmann, und ihm Vergleiche mit Anderen, ganz besonders in Vergleichung mit dem Staats-Diener, eines nicht unbedeutenden jährlichen Einkommens. Soll er als Privatmann nicht bedacht werden, er, der diesen so oft nicht bedenken kann? Soll sein Alter unberücksichtigt bleiben? Dürfen seine Verwandten, welche oft alle ihre Spar-Pfenninge zusammen getragen, und geopfert haben, um in den Stand des Geistlichen ihn zu erheben, gar nichts erwarten? Sollen die jahrelangen Kost- und Geld-Geber des armen Kosthafen-Studenten ganz leer ausgehen? Sollen die treuen Diener, welche selbst Kräfte, Jugend, ja oft Vermögen zur Unterstützung des Pfarrers, während er seinem Berufe lebte, oder in anderer Verlegenheit war, wie entsaftete Zitronen weggeworfen werden? Soll? — — — Und

---

14) 143 — 4.

15) Ueber Vertheilung der Pfarreien und Besoldung der Geistlichkeit in Bayern.

welche Soll könnte ich noch anführen?! Das alles waren Beiträge, Gaben, Opfer — nicht für den Privatmann — nein! für den Geistlichen, also für die Kirche, und ganz gewiß damit auch für den Staat. Die Kirche hat das von jeher erkannt; nicht minder der Staat. Aber seit längerer Zeit gieng es in einigen Theilen Europas gar sonderlich zu; und auch unser Vaterland, das theuere, auch hierin sonst so sehr ausgezeichnete! blieb vor diesem gefährlichen und schädlichen Fieber nicht frei.

Es mag seyn, daß ich kurzsichtig bin: doch, ich vermag, wenn ich gleich mich viel und verschieden bemühte, nicht einzusehen: Wie man Diener — des Staates und der Kirche in Eine und selbe Klasse mit den Privaten setzen kann. Der Privatmann oder Staats- und Kirchen-Bürger besorgt sein Geschäft, und nicht das der Uebrigen; und was er thut, das thut er mittel- und unmittelbar für sich. Der Diener der Kirche, und des Staates, thut, was er als solcher thut, zuerst und zunächst nicht für sich, sondern für die Uebrigen, und zwar größten Theils für die Privaten. Sich soll, sich muß er vergessen, selbst bis zum Opfern des Lebens. Davon giebt es wenig, oder keine Ausnahme. Wie der Allvater im Himmel (nach dem herzlichen Liede des Asmus) zu Nachtszeit, da Alle schlafen, ruhen und sich stärken, — wachend im Dorfe herumgeht schützend und segenverbreitend: so der Diener der Kirche, des Staates. Und wenn es auch nicht immer zur Nachtszeit geschieht, so geschieht es doch am Tage. Wenn dieses der Diener des Staates, der Kirche, nicht thut: so erfüllt er nur

seine Pflicht nicht; und Kirche und Staat wissen dann schon, was sie zu thun haben.

Dieses nun, daß beide, Kirchen- und Staats-Diener, zuerst, und zunächst nicht sich, sondern die Uebrigen, die Privaten, die Kirchen- oder Staats-Bürger zu besorgen haben, ist, meinem Dafürhalten nach, der edelste, vornehmste, größte Beitrag zum Bestehen des Staates und der Kirche, und zu dem beiderseitigen, hienieden möglichen, Wohlbefinden.

Wenn ich nun je auch ein wenig Etwas von Sprache verstehe: so heißt dieser Beitrag ganz gewiß eben so gut Steuer als das Geld, welches, wie der alte Besold sagt[16]), zur Nothdurft, oder zum Nutzen des Staates eingesammelt wird. Und wer den wahren Werth der Dinge kennt und achtet, der wird sagen müssen: jener Beitrag an Kräften, am Fleiße, an Mühe und Arbeit, an Gesundheit, und nicht selten am Leben; jenes Sich-Selbst-Zurücksetzen, und jenes Sich-Hinopfern für das Wohl Anderer, sey eine viel edlere, grössere, kostbarere Steuer, als jene Geldbeiträge, die, wenn auch im Schweiße des Angesichtes erworben, doch nur der kleinere Theil des Vermögens des Privatmannes sind; während der Beitrag des Staats- und Kirchen-Dieners sein größter, edelster Theil, oft sein Alles ist.

Noch mehr! Dem Kapitalisten gewähren die Gesetze jahraus jahrein Kapital und Interessen, er mag jenes

---

16) „Pro Reipublicae commodo vel necessitate." *Thesaurus practicus etc.* Artikel Steuer.

leicht oder mühesam erworben haben. Sind denn die Tausende, welche für künftige Staats- oder Kirchen-Diener von Eltern oder Andern verwendet werden, gar keine Kapitalien, für welche, ohne Rücksicht auf den Dienst, keine Interessen einzuziehen seyen? Oder darf der arme, sonst aber oft talentvolle und brave Studiosus, welcher täglich mehrere Jahre durch vor den Thüren seiner Wohlthäter herumlaufen muß, alles Das als gar kein, einst zu verinteressirendes, Kapital ansehen? O, daß ihr Dieses nur versucht hättet!

So kann ich denn, Verehrter Mann! die Sprache, wo sie auch geführet werden mag, gar nicht begreifen, welche da sagt: der Staats-Diener, der Kirchen-Diener gebe an und für sich, ohne Geldbeiträge, keine Steuer. Mein Inneres sagt mir immer: Jeder von beiden giebt grössere, edlere, würdigere Steuer. — Sollte man nun doch an diesen oder jenen noch Steuer, d. i. Geldbeitrag, fordern: so müßte er ja doppelt steuern, während der Privatmann nur einfach steuert. Ich bitte: wo wäre hier Gleichheit der Rechte, von denen man doch immer gar so viel spricht?!

Weder der Staats-Diener, noch der Kirchen-Diener waren also von je steuerfrei. Wären sie das gewesen: so wären sie nicht Staats-Diener, nicht Kirchen-Diener gewesen.

Ich kenne die Einrede: Beide Diener-Gattungen haben mehr, als sie brauchen! Gesetzt auch, es wäre so: gereicht denn das dem Staate, oder der Kirche zur Unehre? Soll denn der Staats-Diener, der Diener der Kirche nur allein das ängstlich zugemessene tägliche Brod haben, während der Privatmann sich auch

Ueberfluß erwerben darf? — Dem Bauersmanne, dem Oekonomen räth man beständig, und das mit Recht: Wenn man gute Dienstbothen haben wolle: so müsse man diese gut halten, und ihnen soviel geben, daß sie sich etwas ersparen können. Aber bei den höchsten und edelsten Oekonomien, bei dem Staate, und bei der Kirche soll dieses Prinzip nicht gelten; als wenn hier Unsterbliche, und nicht auch Menschen, ja, armselige Menschen, die Diener wären!

Ich verlasse die Staats-Diener, welche mir, wenn sie redlich und treu, und ohne die gewöhnlichen Vorurtheile sind, so gut auf dem Herzen liegen, als die Diener der Kirche, als ich mir selbst: und wende mich wieder zu den Dienern der Kirche allein.

Fasse ich nun fest, was ich bis jetzt berührt und kurz dargethan habe: so sind es diese Punkte:

a) Die Geistlichen sind ihrer Natur nach keine Staats-Diener, sondern Kirchen-Diener; können aber in einigen Hinsichten als Staats-Diener erklärt und geehret werden; was aber ihre Rechte als Diener der Kirche nicht ändert, oder mindert, sondern eher vermehrt.

b) Die Güter und Rechte der Pfarreien sind ihrer Natur nach keine Staats-Güter, sondern Kirchen-Güter.

c) Die Geistlichen, namentlich die Pfarrer, brauchen als Geistliche ein nicht unbedeutendes Einkommen.

d) Der Geistliche war nie steuerfrei, und kann es nie seyn, seiner Natur nach, und in dem von mir erklärten Sinne.

Die Festhaltung dieser Punkte ist zur weiteren Würdigung Ihrer Schrift; noch mehr aber zu Aufhellung der verdunkelten Wahrheit; zur Aufdeckung des Grundes der Noth der Geistlichen; zur Begründung reeler Abhülfe; und zu Anderem wichtig.

12. Sie, Verehrungswürdiger Mann! wenden sich in der drückenden, mitunter schreienden Noth an den Staat. Ich möchte fragen: Warum nicht an die Kirche? Sie deuten an, ja sagen es auch: dazu seyen wichtige Ursachen vorhanden. Nun denn, ich will Ihnen folgen, voll Vertrauens, wie Sie, auf den herrlichen Ausspruch des Bayern-Königes: „Gerecht und beharrlich." Ruhm Ihm, und Wohl uns! wenn durch Letzteres das Erste besteht. Es möchte aber nicht ganz leicht seyn!

Was möchte, damit der Staat abhälfe der Noth der Geistlichen, der Pfarrer, dabei vorausgehen müssen? — Nach meinem Dafürhalten, wie ich bereits im Anfange erinnert habe, ist zum Eintreten reeler Hülfe von Seite des Staates die Erfüllung des Folgenden unerläßliche Bedingung:

Vor allem ist nöthig die richtige Erkenntniß, und die praktische Anerkennung Dessen, was der Geistliche, hier der katholische, und besonders der Pfarrer in der That, seiner Institution nach ist. Ohne diese wird dem Geistlichen schwerlich, oder gar nicht gründlich und bleibend geholfen werden.

Aus dieser Anerkennung wird leicht folgen die eben so nothwendige Anerkennung: daß die Güter und Rechte der Kirchen und der Pfarreien wahrhaftig Kirchengüter seyen, sie mögen herstammen, ja auch verwaltet werden von Wem immer.

Daraus würde kommen als Folge, daß die Kirche der wahre Herr dieser Güter sey; daß ihr das eigentliche Dispositionsrecht zukomme und zukommen müsse; und daß, wenn sie den Staat aus guten Ursachen um die Sorge der Verwaltung ersucht, dieser eingewilliget, und jene ihm diese übertragen habe, der Staat die Güter und Rechte der Kirche, also auch der Pfarreien, im Sinne der Kirche, der Herrin, und durchaus in keinem anderen, verwalten könne. Das ist der Sinn des Verwaltens in aller Welt; so nehmen es alle Herrschaften, welche Verwalter haben; so nimmt es selbst das Evangelium [17]).

Nöthig ist ferner, daß, was die Kirche immer, nach Jesus Ausspruche, anerkannt hat, auch im Staate richtig und praktisch anerkannt werde: wieviel der Geistliche als solcher, über dieses auch noch als Individuum, und, wo es der Fall ist, als erklärter Staats-Diener brauche, um alle seine Pflichten erfüllen, um alle, nicht wohl abzuweisende Bedürfnisse beruhigen zu können.

Anerkannt, und praktisch anerkannt muß werden in's Besondere: daß der Geistliche, besonders der Pfarrer nie (im erklärten Sinne) steuerfrei war, noch je seyn wird.

Alle diese und ähnliche Anerkennungen gründen sich nun freilich auf die richtige Einsicht in das wahre Wesen der ächten christlichen Religion; — der gegenwärtigen Natur und Lage des ganzen Menschengeschlechtes; auf der Kenntniß der unbedingten Nothwendigkeit und höch-

---

17) Luc. 16.

sten Wohlthat dieser Religion für dieses Geschlecht. Glauben Sie mir es nur, Verehrter Mann! so lang diese Prämissen nicht erfüllet sind; so lang werden, wie ich schon bemerkt habe, für die Geistlichen nicht viel bessere Zeiten kommen. Wie wird, wer den Herrn, Gott, und dessen Gesalbten nicht ehret, dessen Hunde, wie Gregor sagt[18]), die Verkünder der Religion dieses Herrn, dieses Gesalbten ehren? Der Grund hievon ist hoch und tief, breit und lang genug.

Wie aber in der Anerkennung dieser Prämissen ganz gewiß das Heil liegt; so lag, und liegt beständig in deren Nicht-Anerkennung die Noth der Geistlichen, das Uebel.

Ja, das Uebel! Wer die menschliche Natur, wie sie ist, und nicht seyn sollte, genau kennt: der wird einsehen, ja sogar bestimmen können, was aus der Nicht-Erkennung obiger Prämissen folgt, ja folgen muß. Wenn die christliche Religion, vielleicht alle Religion, nur Phantom; wenn die Welt die Gottheit des Menschen[19]); wenn die katholische Religion nur Zeremoniendienst ist; wenn die Mönche und Priester und Adelichen gar nichts thun, ausser daß sie sich brüsten, sich ein Ansehen geben, und Ursache sind, daß die „hervorbringende Klasse" bei der Arbeit von Jahrhunderten nicht reicher wird[20]); wenn die Priester die größten Feinde der Könige sind[21]): so mußte ja ge-

---

18) S. Greg. M. homil. 40.

19) Sieyes Rede, S. 75.

20) Rede, S. 51.

21) „Ich kann es Ew. Majestät nicht zu oft wiederholen, Sire; nicht die Philosophen, nein die Pfaffen sind die

schehen, was Sieyes sagt[22]): „dieß brachte den Revolutionsgeist in alle Verfassungen und Staaten.“ Wie konnte es anders kommen, als daß nach und nach jener „Zauber“ erschien, welcher so abgefaßt war: „Aller Rang sey vernichtet! — Ein jeder geniesse gleiche Rechte, trage gleiche Lasten miteinander[23])!“ Damit kamen aber auch die nothwendigen anderen Folgen. Und welche sind diese?

Diese Folgen sind keine anderen, als die, woran beinahe die ganze Welt gelitten hat, und noch leidet; was die Throne der Erde erschüttert hat, und noch daran rüttelt; was Könige auf das Schaffot gebracht hat; was den Oberhäuptern der katholischen Kirche jene Leiden zubereitet hat, die — freilich auch zu deren unsterblichen Ruhme gedienet haben; was in manchem Lande die Hirten und Herden der nämlichen Kirchen gerne zerstört hätte; was auch in dem Vaterlande den Geistlichen viele, viele Leiden aufgelastet hat; wovon — verschiedenartig — auch die Noth der Geistlichen, der Oekonomie-Pfarrer entstanden ist, noch grossentheils fortdauert, und, ich weiß nicht, wann, enden wird: Es ist der irreligiöse, unchristliche Geist, der Geist des Verderbens, der emporfahrende Geist, kurz! jener selbst erhebungs-, sich vergöttern wollende Geist, von welchem das Uebel vom Anbeginne kam, und im-

wahren Feinde des Vaterlandes, der Gesetze, der guten Ordnung, und der rechtmässigen höchsten Gewalt.“ Sieh Briefe d'Alembert's an König Friedrich II. v. P. 101. Br. — Fr. Werke 13. B. S. 54.

22) Rede, S 52.

23) Rede, S. 53.

mer kommen wird. Dieser Geist fuhr in die Menschen, und wirkte in mancherlei Gestalt in ihnen. Er ist seit seinem Werden der natürliche und ärgste Feind der wahren Religion; und die Feindschaft zwischen ihm und dem Weibe (der Kirche) wird dauern bis an das Ende der Welt.

Wie dieser Geist, brachten die Jenigen, welche von ihm beherrscht warden, nach und nach mit vieler Klugheit, und dieses Geistes Beihülfe (denn der Satan half hienieden den Seinen von jeher) den Menschen diese Meinungen bei; thaten es aber wahrlich nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern aus Haß gegen die ächte Religion; aus Herrschsucht, und aus schon daher entstandenem unvertilgbaren Haße gegen die Fürsten und deren Diener, deren Sturz schon darum nothwendig war, damit jene herrschen konnten. Sie verkündeten auf die verschiedenartigsten Weisen das Gesetz der Gleichheit (bin ich nicht auch wie Du?); also auch der Fürsten mit den Unterthanen; also auch des Unterthanen mit dem Fürsten. Wie der Geist des Verderbens einst dachte, und seyn wollte wie Gott; so, durch ihn und seine Diener verführt, nun der Unterthan: Ich bin, was der Fürst ist! Das war ja der verderbten Menschennatur einerseits so willkommene Aufheben alles Ranges, die Gleichheit; das war aber auch das Aufheben aller Subordination, alles Gehorsames; aber auch die Aufhebung aller Achtung, aller Ehrfurcht. Seit dieser Zeit sind Fürst, und Milchmann, und Taglöhner gleich. Seit dieser Zeit soll auch der Fürst, wie der Taglöhner, Geld-Steuer reichen; soll der Fürst, wie der Taglöhner, Frohndienste leisten.

O, der gränzenlosen Irreligion! und eben so gränzenlosen Kurzsichtigkeit!! Doch dahin kommt es consequent bei der tentirten und promulgirten Gleichheit und Freiheit!

Daher kamen denn auch im Grunde, wie ich nicht weiter deduziren will, die Uebel, die Leiden, über die Welt, über die Fürsten und Regierungen; über die höhere und niedere Geistlichkeit, vorzüglich über die katholische. — Auch in unserem Vaterlande wirkte dieser Geist. Sollen wir uns nun wundern über die Verkennung und Nicht-Anerkennung der vorher angeführten Prämissen? Konnten bei uns Uebel, Elend und Noth ausbleiben? Daß es nicht ärger noch geworden ist, das haben wir unserer Religion, der Biederkeit des Bayer's, und seiner schwer, ja kaum auszutilgenden Anhänglichkeit an den Fürsten zu verdanken, welche wie mit seiner Natur, so mit seiner Religion innigst verwachsen ist.

13. Werden nun, wie früher gesagt, jene erwähnten Prämissen anerkannt seyn: so wird, wie der Religion, wie der Kirche, so dem Geistlichen sein Recht nicht streitig gemacht werden; man wird sich nicht ungern an jenes Apostolische erinnern[24]): „Die Priester, welche gut vorstehen sollen doppelter Ehre werth gehalten werden, besonders jene, welche im Lehr- und Prediger-Geschäfte arbeiten;" man wird wissen, welcher Rang, wenn ja vom Range doch die Rede seyn soll, Jenem gebühre, welcher im Namen und aus Auftrag Gottes, und Jesus Christus an dem höchsten und zuverlässigen Wohle der Menschheit arbeitet.

---

24) 1. Timoth. 5, 17.

Wegfallen wird jenes Hudeln und Pudeln, jenes Wegwerfen des Geistlichen, welches ihn bisher dort weniger, hier mehr, aber beinahe überall, und auf die manigfaltigste, beinahe ausgesuchte Weise getroffen hat. Dieses, Verehrter Mann! hat mehrfaches Uebel über die Geistlichen gebracht. Einige wurden durch diese Erfahrungen, in ihren Grundsätzen wenigstens, abtrünnig; Andere nahmen eine so genannte Politik an; wieder Andere litten zwar, wurden aber ihren Pflichten, wie ihrem Stande gram; Viele, Treue, hatten viel zu leiden, und fanden, wie meistens, nur in ihrer heil. Religion Trost und Stärke.

War es nun ein Wunder, wenn Geistliche selbst das gewöhnliche Kleid des Geistlichen nicht gern anzogen? wenn sie zuweilen weltliche Sitte zeigten? weltlichen Ton mittönten, um nur noch in menschlicher Gesellschaft geduldet zu werden? Denn das „hic niger est, hunc tu, Romane, caveto [25])!“ konnte er oft genug hören, ausgeführt sehen!

War es ein Wunder, wenn Jünglinge, wenn Eltern, wenn Freunde und Wohlthäter der armen Studirenden, von denen allen, wie es in aller Welt ist, lieber Ehre, Ansehen, und ein ehrliches Auskommen gewünscht wird, über den Stand des Geistlichen Abneigung erhielten, und mehr gegen, als für die Wahl dieses Standes stimmten und bewegten? — Dieses wird, wenn die genannten Prämissen erfüllet werden, wieder vergehen, es wird besser werden; diese nicht kleine Noth wird verschwinden.

---

25) Horat. Lib. I. Sat. 4. v. 84.

Die Einkünfte des Pfarrers werden nicht beneidet (im Allgemeinen; ganz wird der Neid bis zum Ende dieser Erde — er ist ein Sünden-Naturgesetz — nicht vergehen) werden, vom Staate, welcher selbst viel gegen den Neid zu kämpfen hat, schon gar nicht. Das sonderbare, mit mancherlei Kränkungen verbundene, Fassioniren wird bald ein Ende nehmen; oder, wenn nöthig, ein billigeres, mit gerechter Rücksprache mit den Kirchenoberhäuptern, an dessen Stelle treten.

Diese Einkünfte des Geistlichen werden nicht immer bekrittelt; uralte Rechte nicht bezweifelt, nicht bekriegt; die Untergebenen, besonders Pfarrkinder, nicht verschiedenartig, oft kaum glaublich, zur Nichtachtung solcher Rechte, kurz, zu einer Art Aufruhr ermuntert, erhitzt, erstärkt werden, wie wir davon erst jüngst wieder ein Beispiel erlebt haben. Diese Noth wird verschwinden.

Die Geld-Steuern des Geistlichen werden aufgehoben; oder sollte die wahre Noth des Vaterlandes noch es erheischen, doch ermässigt werden. In dringenden, ausserordentlichen Fällen wird Bayerns Geistlichkeit weder den Regenten, noch das Vaterland unbeholfen lassen. Ich kenne ein Kloster, welches in den Zeiten der Drangsale, in Einem Jahre auf drei Termine, die Steuern rc., nicht mitgerechnet, neunzig Tausend Gulden freiwilligen Beitrag, dem Regenten und Staate opfernd dargebracht hat. Auf die Frage des Prälaten: Ob in diesem Falle die Conventualen sich Einschränkungen gefallen lassen wollen, erklärten sich alle einstimmig dazu bereitet. — Was haben nicht Bayerns Pfarrer gethan? Und wozu haben sie nicht

selten sich erbothen? Weiß so Manches hievon die Welt nicht, so weiß es, nebst einigen Wenigen, doch Gott! — Diese Noth wird sich mindern, wird verschwinden.

Noch mehr! Jene Tribulationen Recht habender, aber nicht immer erhaltender, armer und unglücklicher Geistlichen; jene Exekutionen, wobei es zwar von Seite rechtlicher und gefühlvoller Staats-Beamten oft an den rührendsten Scenen nicht fehlt; welche, Exekutionen, jedoch dem rechtlichen, nur unglücklichen Geistlichen, gerade darum noch um so schwerer fallen; — jene hier und da sehr impertinente Exekutions-Bothen werden, wenigstens bei dem schuldlosern Geistlichen, ausbleiben; und in besonderen Fällen wird man den rechten Weg leicht zu finden wissen. — Diese Noth wird verschwinden.

Noch mehr! Anerkennend die ursprünglichen und göttlichen Rechte der Kirche über ihre Diener und Güter, wird man jene gemeinschaftlichen Kommissionen bei den wichtigsten Fällen der Geistlichen, namentlich bei dem Falle des Todes, aus einem Kommissär des Bischofes, am beßten in der Person des Dekans, und aus einem Kommissär des Civilgerichtes, in Bayern uralt, wieder herstellen; und es wird jeder Theil das Seine, doch beide im Sinne der Kirche, dann des wahren Rechtes thun. O, wie viel wird da unterbleiben, was, besonders früher, in mehr als Einer Hinsicht wehe that! — Diese, oft sehr schmerzhafte, Noth wird verschwinden.

Noch mehr! Die Pfarreien werden auf keine Weise künftig (ganz ausserordentliche Fälle ausgenommen) oft ein, zwei, drei Jahre zum grossen Nachtheile aller

geistlichen Verhältnisse, unbesetzt bleiben, oft bloß deßwegen, weil es einem Wirthe, und einem Paar Dorfes-Politiker, wahrlich nicht aus Liebe zu ihrem und der Ihrigen Seelen-Heile! einfiel sich von einer uralten Mutter-Pfarrei loszureissen, und eine eigene Pfarrei zu erhalten. — Auch diese Noth wird verschwinden.

Noch mehr! Die Verlassenschaften der verstorbenen Geistlichen werden ohne Nachtheil des folgenden Pfarrers, und sehr leicht, auch ohne Verletzung der wahren Rechte der Erben, wie einst, behandelt werden. Die Baufallsangelegenheiten, die Uebernahmen, die rechtlichen, und die bloß individuellen Forderungen des Nachfolgers leichter und besser behandelt, ausgeschieden und gewürdiget werden. Den oft unbilligen, oft eigensinnigen, freilich auch unbrüderlichen, Forderungen der Pfarr-Nachfolger an die seit längerer Zeit bisweilen schlecht vertheidigte Masse des Vorgängers, wird gehöriger begegnet werden. Viele Noth wird damit verschwinden.

Noch mehr! Die Rechte und Pflichten des Bischofes, und seines Dekans werden in allen diesen Angelegenheiten geehret, sehr zweckmässig und vortheilhaft gefunden werden, z. B. die Pflicht des Dekans oder Kammerers, jährlich im Kapitel nachzusehen, wie es mit der Unterhaltung der Pfarrgebäude aussehe[26]). Seit

26) In den Constanzer Constitutionen von 1609 heißt es De Camerariis: III. Aedes parochiales et beneficiales quotannis inspiciant, ne culpa curati aut alius Clerici inhabitantis ruinosae efficiantur, provideant, et quid quisque in aedium suarum reparationem et conservationem impenderit, advertant." — *Constantiae* 1609. 4. *Part. II. Tit. VI. p.* 103. — Eine äusserst nützliche Verordnung!

einiger Zeit verlohr meistens der Fleissige, Sorgsame; dagegen gewann der weniger Sorgfältige. Man nahm auf die jährlichen, schuldigen und geführten Baurepaturen oft wenige, oft keine Berechnungs-Rücksicht. Um wieviel leichter, um wieviel besser wird es in allen diesen Angelegenheiten gehen! Viele Noth wird damit verschwinden.

Noch mehr! Der Geistliche, der Pfarrer wird wieder als der eigentliche Rektor seiner Kirche, ihrer Güter und Rechte, so wie ihrer Bedürfnisse seyn; während er seit längerer Zeit der Zuschauer, höchstens, praktisch wenigstens, der Kontrolleur des (Titl) Herrn Kirchen-Pflegers war. Er wird nicht, wenn der Bischof zur Emporbringung eines armen, oder verarmten geistlichen Seminars von den Kirchengütern einen kleinen Beitrag fordert, welches er von rechtswegen kann, ein Paar-Mahle, unter Ersatzes-Androhung, Aufschlüsse geben müssen; nicht, selbst bei Kleinigkeiten, wenn noch so dringend nothwendig, allerunterthänigst supliziren, und Vor-, und Aus-, und Nachweis geben müssen, als wenn der Pfarrer, welcher doch allseitig geprüft, legitim eingesetzt, und gewiß streng genug verpflichtet ist, in allen diesen Dingen unkundig, oder verschwenderisch, oder unlauter wäre! O, wieviel liesse sich hierüber sagen! Wie viele Noth wird hiemit verschwinden!

Noch mehr! Wenn die Pfarrer zugleich als Staats-Beamte erkläret sind, und ihnen aus diesem Grunde mancherlei Geschäfte anvertraut und auferlegt werden: so wird man ihnen doch wenigstens gestatten, daß sie jene Auslagen, welche sie zu diesem Zwecke machen

müssen, bei der Abgabenberechnung, und nicht als Kapital, sondern als Interesse in Ansatz, und zwar als wirkliche Abgabe bringen; damit sie hinter den übrigen Beamten, welche hiefür wenigstens ein Aversum erhalten, nicht gar so weit zurück seyen. Man wird ihnen die festgesetzten Taxen, die ohnehin so oft — nicht fällig sind, gerne gönnen. Man wird ihnen die alten Staats-Privilegien nicht nehmen, und die genommenen wieder geben. Man wird es nicht verschmähen, ihre Kenntniß der ihnen Untergebenen, welche oft gar nicht schlecht ist, zu vernehmen, und zum Wohle der Nämlichen, als Staats-Unterthanen, zu benützen. Auch damit würde Noth verschwinden.

Noch mehr! — und noch mehr wird gewiß erscheinen und kommen, wenn die angegebenen Prämissen anerkannt, vorzüglich praktisch anerkannt seyn werden.

14. Und wie dieses? — So, Verehrter Mann! — Achtung und Ehre, auch nur bloß rechtliche, erhebt den Menschen; ruft seine Kräfte hervor; stärkt und belebt diese; treibt zur Gegenachtung. Was kann daraus entstehen, als Gutes für den Geistlichen? und auch für Den, welcher ihn achtet? Ja, es ist schon sehr Vieles, wenn die Seelenleiden der unverschuldeten Verachtung und Herabsetzung verschwinden.

So! Achtung der Rechte ist eine der wesentlichsten Grundlagen aller Gerechtigkeit. Wenn in der Heimath der Gerechtigkeit, und ihrer Pflege, die Rechte des Geistlichen nicht gekränkt, sondern vielmehr geachtet und geschätzt werden: so wird dem Geistlichen mancher Schmerz erspart. Ungerechtigkeit thut selbst dem Kinde, selbst dem Thiere, wie dem Hunde, wehe: soll der Geist-

liche unter beiden stehen? Werden die Rechte des Geistlichen, des Pfarrers von Oben geachtet: so wird sich der Untergebene fürchten, selbe zu verachten. Oder, werden wohl Jene die Rechte des Staates achten, welche faktisch gelehrt worden sind, die Rechte ihres Geistlichen zu verachten? Die Geschichte, besonders der neueren Zeiten, giebt deutliche Antworten hierüber. Wenn der Vater dem Kinde das Stäblein giebt, um, auch nur im Spaße, damit die Mutter zu schlagen: so wird es auch bald den Vater schlagen.

Wer aber immer die Rechte des Andern achtet, läßt Jedem das Seine, giebt Jedem das Seine. Und schon damit ist dem Geistlichen viel gewonnen, viel erspart. Verdrüßlichkeiten mit den Pflichtigen; Klagen bei den Civilbehörden; kostspielige Prozesse, z. B. 150 fl. Geldaufwand für ein Recht, das jährlich im höchsten Anschlage 1 fl. 30 kr. abwirft; und Hunderte anderer Neckereien unterbleiben.

So! Wenn die wahre Steuer des Geistlichen, die edlere, erhabenere, viel grössere; und die des erklärten Staats-Dieners auch, anerkannt; die Geld-Steuer aufgehoben, oder einsweilen wenigstens gemässigt seyn wird: so gewinnt der Geistliche; und ihm entgeht die Kümmerniß, ob nicht etwa, ehe er den sauerverdienten Brocken ißt, noch die Frage werde: hast du ihn versteuert? Desto bereitwilliger wird aber der wahre Geistliche seyn, freiwillige Opfer zu bringen, wenn wahre Noth es verlangt. Liebe weiß zu hungern, wo das Recht keine Macht hat, es zu fordern.

So! Sind die Güter der Seele und des Leibes des Geistlichen, des Pfarrers mehr geschonet, geachtet, er-

halten: so verschwinden von selbst jene seelenangreifenden, die geringe Baarschaft mehr als ganz aufzehrenden, und doch nicht abzahlenden, Tribulationen, Exekutionen, und was damit, oft sehr Kostspieliges, verbunden ist. Der Geistliche darf nicht mehr erschrecken, wenn Jemand die Thüre öffnet, ein Schreiben von der Post ꝛc. bringt: ob es nicht Schuldforderungen, oft in dem impertinentesten Tone, Androhungen, Gebührenforderungen ꝛc. seyen, welche ihm seine schlechtbestellte Mittags- oder Abend-Kost verwermuthen. — Ich kenne einen Geistlichen (und nicht bloß Einen), welcher das besondere Geschick hatte: so oft irgend ein Festtag, mitunter auch ein Freudentag nahte, erhielt er gewöhnlich von einem Land- oder Stadt-Gerichte irgend eine Klage über Schuldforderung, Taxenforderung, einen Verweis, oder Aehnliches. Sollte das der Lohn der Arbeit? die Anerkennung seiner Verdienste? die Aufmunterung für die Zukunft gewesen seyn?

So! Jene gemeinschaftlichen Kommissionen werden leicht, mit gehöriger Sachkenntniß, wechselseitiger Unterstützung, unschwieriger Ausscheidung, auch mit der oft so nöthigen Aufklärung über nicht genug gekannte Verhältnisse, mit hier und da nöthiger Vertheidigung, auf eine kurze, und schon darum nicht kostspielige Weise, die wichtigen Geschäfte, als Verlassenschaften, der Geistlichen abthun, gewiß zum Vortheile aller Interessenten.

So! Wenn die Pfarreien in der durch die Kirchengesetze und andere Uebereinkünfte festgesetzten Zeit, in vier oder sechs Monaten, besetzt werden; oder wenn bei dem Dreißigsten des verstorbenen Pfarrers der neu-

ernannte Pfarrer, wie es in Bayern früher vielfältig war, bereits erscheinen kann: so ist es nicht leicht möglich, daß die Pfarrgüter so sehr herabkommen, wie es bei den langen Vakaturen, und bei der oft nicht gar grossen Sorgfalt der Vikare oder Provisoren der erledigten Pfarreien nicht Einmahl der Fall war, besonders da hier und dort die Pfarrgüter wie eine verlassene herrenlose Sache behandelt wurden. Vieh und Fahrnisse, selbst die Dienstbothen werden beisammen bleiben; und diese werden, wie einst, sich um die bisher besorgten Angelegenheiten um so mehr bekümmern, indem sie wissen, dieses werde eine Empfehlung zur weitern Dienstbehaltung bei dem neuen Pfarrer seyn.

Ein kaum glaubliches, und von Vielen wirklich nicht geglaubtes Uebel war die bisherige Ausleerung der Pfarrhöfe, und Entlassung der Dienstbothen bei dem erfolgten Tode eines Pfarrers. Wurde ein Pfarrer gefährlich krank; und konnte nun er, wie seine Haushälterin, dem Geschäfte nicht mehr nachgehen: so dachten sich die meisten Dienstbothen: Nun ist es bald aus! Wo werde ich hingehen? Jedes sah sich um Etwas um; dieses trug in dieses, und jenes in jenes Haus, um im Falle besorgt zu seyn. War der Pfarrer gar todt: so war auch alles los; und Jedes schien das grössere Recht zur Verlassenschaft zu haben. Auch die Nachbarschaften halfen oft treulich mit. Selbst Bäume aus den Gärten mußten Wanderschaft antreten. So war es einst wenigstens äusserst selten. — Da Alles beisammen blieb, und dem neuen Pfarrer gewöhnlich leicht annehmbare Bedingungen gemacht wurden: so durfte dieser nur eintreten; und das ohnehin provisorisch

fortgeführte Geschäft gieng nun wieder definitiv seinen Gang. Jedes wußte seine Sache. Es waren wenig Prellereien möglich; und es bedurfte nicht des neuen, oft, besonders für einen Geistlichen, sehr kostspieligen Anschaffens. Seit der Zeit des Ausleerens der Pfarrhöfe war das Alles anders. Der neue Pfarrer, oft weit her, sonst nicht ohne Kenntniß und Erfahrung, war in Allem fremd; so seine neuen Dienstbothen; so alles Andere. Das, das, Ehrwürdiger Mann! war ein grosses, viel Kosten, viel Mißgriffe verursachendes Uebel! Glauben Sie es Rupert, er hat es erfahren! Bei wieder veränderter Sache welche Verminderung der Kosten, der Lasten, der Sorgen und Kümmernisse, der Prellereien, der Schwätzereien, und so mancher anderer Mißgriffe!!! Welche Arbeiten werden nicht selbst den Civilgerichten dadurch ersparet werden!

So! Der grosse Wechsel der Pfarrer auf den Pfarreien, welcher ohnehin dem Geiste der Kirche und ihren Gesetzen entgegen ist; und die zur Seelenregierung der jeweiligen Pfarrkinder so nothwendige, und gewiß in kurzer Zeit nicht zu erlangende Kenntniß der Menschen und ihrer Herzen, sehr hindert, — hat den Pfarrern mancherlei Nachtheil gebracht. Ich weiß recht gut, Verehrtester Mann! daß es gründliche, dringende Ursachen geben könne, eine andere Pfarrei, wie man sagt, zu suchen. Wenn aber ein Pfarrer, z. B., fünfzig Jahre auf einer Pfarrei; seine Gemeinde mit ihm nicht unzufrieden; er wenigstens nicht arm gewesen; und wenn sonst keine wesentlich dringende Ursache vorhanden wäre: warum sollte ein solcher Mann eine Veränderung suchen? — Oder ist ein Verdruß, welcher

in den Geschäften des Geistlichen, wie in allen anderen Geschäften überall, zu Hause ist, immer hinlängliche wahre Ursache einer Veränderung? Ganz gewiß hat die Leichtigkeit der Veränderung viele wirkliche Veränderungen nach sich gebracht. Werden diese auf die wahren gründlichen Ursachen eingeschränkt: so wird sich mancher Geistliche besser in seine Lage und Gemeinde; diese aber auch besser in ihren Pfarrer schicken. Die Pfarrgüter werden besser und gründlicher besorgt werden. Die Gemeinde wird mehr Anhänglichkeit an ihren Pfarrer erhalten, und ihm schon deßwegen weniger Böses, und mehr Gutes erweisen. Gewisse Trotzköpfe in den Gemeinden werden es weniger versuchen, den Pfarrer, wie sie sagen, zu sprengen. Und wie viele Taxen und Kösten werden erspart werden zum grossen Beßten der Geistlichen, und ohne sonderlichen Nachtheil des Patrons, und der übrigen Interessenten!

So! Wenn der Pfarrer als der ordentliche und rechtmässige Rektor seiner Kirche, wie er es ist, auch wieder anerkannt wird: so wird es des ewigen Anfragens, Aufschlußgebens, Rechtfertigens nicht bedärfen; also auch nicht des darauf sich gründenden Hin- und Herschreibens, Schickens, Reisens. Wie oft zahlte nicht ein Pfarrer aus eigenem Säckel, um so mancher Hudelei enthoben zu seyn! Dieses wird für die treffende Sache, und für seinen Säckel Ersparnisse zur Folge haben.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß von jedem Pfarrer die wahren Bedürfnisse seiner Kirche, ihr sicheres Vermögen, die Lage der Pfarrgemeinden, treu und gewissenhaft zu berücksichtigen seyen; daß mit den In-

tereſſenten die ordentliche Rückſprache zu nehmen ſey. — Wie kurz, wie leicht, wie einfach lieſſe ſich alles dieſes thun, wenn die Kirchen-Rechnungsablage, wie einſt, perſönlich, bei dem treffenden Amte, in Gegenwart aller Intereſſenten geſchähe! In einer Stunde wie viel könnte da zur Sprache gebracht, verabredet, vorangeſchlagt, geſchlichtet, abgethan werden — bei geringeren Koſten, als es bisher meiſtens der Fall war?!

So! Sind die Geiſtlichen wirklich auch als Staats-Diener erklärt; und werden ihnen aus dieſem Grunde mancherlei Sorgen und Bemühungen, und damit verbundene Auslagen, zur Pflicht gemacht; und wird dieſes, wie gerecht und billig iſt, auch anerkannt: ſo wird man ihnen, wie jedem Beamten, entweder ein Geld-Averſum, oder Privilegien — aber nicht ſolche, welche die Auslagen vermehren — bewilligen; oder ſonſt durch irgend eine Ermäſſigung dieſe Anerkennung in der That ſelbſt ausſprechen. — So wird es auch hier mancherlei Erſparniſſe geben.

So, Verehrungswürdiger Mann! ſo werden manche Seelenleiden, und Kränkungen verſchwinden; Erſparniſſe mancherlei Art können leicht, und ohne Nachtheil des allſeitigen Dienſtes, ja zu deſſen groſſem Vortheile eintreten; das traurige Loos der Geiſtlichen, beſonders der Pfarrer, namentlich der Oekonomie-Pfarrer; wird ſchon dadurch ſehr erleichtert werden. Ich werde mich kaum irren, wenn ich dafürhalte, die rechte Axt ſey an die wahre Wurzel des Uebels gelegt; und es bedärfe nur der wohlwollenden kräftigen Hand, welche den heilbringenden Hieb führe.

15. Nachdem ich nun die allgemeine Noth der Geistlichen, der Pfarrer, und damit der Oekonomie-Pfarrer, näher angegeben und bestimmt; die wahren Ursachen dieser Noth aufgesucht; die Bedingungen zur Abhülfe dieser Noth bestimmt; und die Folgen davon von Seite der wohl möglichen Hülfe, und für die Geistlichen grossentheils entwickelt habe: erlaube ich mir, Ihrer Schrift wieder weiter zu folgen. Es schien mir, Verehrtester Mann! wichtig, dieses mehr Allgemeine vorauszuschicken, um über das Besondere Ihrer Schrift, über das Schicksal der Oekonomie-Pfarrer meine weiteren Gedanken gründlich, wie ich dafürhalte, äussern zu können. Denn ganz gewiß sitzt die besondere Noth der Oekonomie-Pfarrer auf der allgemeinen Noth der Geistlichen, der Pfarrer; und auch der wesentliche Grund der Hülfe ist der bereits angegebene. Nun wieder zur Sache!

16. Sie schildern von §. 3 — 17., S. 3 — 20, das Schicksal des Oekonomie-Pfarrers im Bezuge *a*) auf seine Lage in Vergleichung mit der Lage des Bauers; *b*) seines Widdums, und der Dienstbothen; *c*) seiner Zehent-Rechte, und deren Ausübung; *d*) seines Pfarrantrittes; *e*) seines Mangels an Kredit; *f*) seines Pfarrabtrittes, und des Privilegiums des gefreiten Gerichtsstandes; g) der neuern — sogenannten Culturverhältnisse, und der Güter-Zertrümmerung; *h*) der Stollgefälle; *i*) der öffentlichen Meinung über diese Lage der Geistlichkeit; *k*) des Mangels und Nachwuchses der Geistlichen. Alles dieses haben Sie mit vieler Wahrheit und Freimüthig-

keit dargestellt, so, daß Ihnen nicht bloß von Seite der Geistlichkeit; sondern auch von Seite der Jenigen Dank werden kann, in deren Macht es vielseitig liegt, zu helfen; und die, wenn sie ihren Vortheil kennen, und die bayerische Gesammtgeistlichkeit nicht mißkennen, auch helfen werden. — Bei der Darstellung und Würdigung dieser Angelegenheit dürfte jedoch jene kluge Vorsicht gehandhabt werden, durch welche, dem gemeinen Sprichworte zu Folge, mit dem Bade nicht auch das Kind ausgeschüttet wird.

Das nur zu richtige Resultat Ihrer Darstellung, zu welcher ich, nebst dem bereits Angeführten, noch so manches Dokument legen könnte, ist: Die Noth der Oekonomie-Pfarrer ist sehr groß, sehr dringend. Die natürliche, nächste Frage ist: Wie kann da geholfen werden? — Sie geben zur Antwort: *A.* durch eine schnelle Erleichterung für den Augenblick; *B.* durch eine gründliche und bleibende Hülfe für die Zukunft. So wahr es ist, daß viele Oekonomie-Pfarrer gegenwärtig eine schnelle Hülfe nöthig hätten; so sehe ich doch nicht ein, wie sich dieses machen lasse, wenn es sich aus dem Zusammenflusse der Verhältnisse, z. B. durch Erhöhung des Preises der Oekonomie-Produkte ꝛc., nicht selbst macht. Die Bayerische Geistlichkeit, meine ich, würde gegenwärtig noch gerne dulden, würde ihr nur bald, gründlich und bleibend geholfen.

Was Sie, Ehrwürdiger Mann! über die Möglichkeit und Verwirklichung der baldigen, gründlichen und bleibenden Hülfe sagen, darin sollte, und möchte ich Ihrer Ordnung folgen; allein ich ziehe es vor, mehr das Material davon, als

dessen Ordnung zu berücksichtigen; und folge lieber jener Ordnung, welche sie in der Darstellung der Noth der Oekonomie-Pfarrer eingeschlagen haben.

17. *a*. Das Schicksal des Oekonomie-Pfarrers im Bezuge auf seine Lage in Vergleichung mit der Lage des Bauers.

b. Sein Schicksal im Bezuge auf seinen Widdum, und auf seine Dienstbothen.

*) Ich fasse Beides, der Verwandtschaft wegen, in Eins.

Ganz richtig sagen Sie, daß der Bauer vor dem Pfarrer Vieles aus dem Grunde voraus habe, weil jener immer selbst bei den Geschäften als Arbeiter und Aufseher seyn kann; und weil er deßwegen um einen Dienstbothen gewöhnlich weniger halten darf. Erlauben Sie mir jedoch, hiezu Einiges zu bemerken.

Was dieses Mitarbeiten betrifft, so dürfte vorzüglich nur von mittelmässigen, kleinen, oder gut arrondirten Oekonomien es gelten. Sind aber die Oekonomien grösser, oder mehr zerstreut: so zweifle ich, ob es für den Bauer nicht nöthiger und nützlicher sey, statt sich immer durch das beständige Mitarbeiten an Einen Platz zu heften, vielmehr sein Ganzes in das Auge zu fassen; demnach Alles zu überschauen; im Voraus zu übersinnen, und ganz vorzüglich darauf zu denken, daß jedes zu seiner Zeit, ineinandergreifend, oder, wie man sonst auch sagt, in die Hände arbeitend, angeordnet, und in dieser Anordnung erhalten werde. Wenigstens weiß ich, daß die bessern Oekonomen, sie mögen Bauern, Bräuer, Gutsherrschaften, Pfarrer, oder wer immer seyn, es wirklich so machen, und die-

ses wenigstens nicht mit schlechtem Erfolge. Im Grunde genommen ist es auch ganz natürlich; denn es ist das Verfahren der ganzen Natur, das Wesen aller Regierungskunst. Und wo die Sache nicht so geleitet, und gehandhabt wird, da wird überall wenig vorwärts gehen.

Allerdings ist es wahr, daß zu solchem Anordnen mancherlei Kenntnisse, mancherlei Nachsinnen, Ausdenken, Versuchen, und, kurz gesagt, ein fleissiger Kopf gehöre. Allein sollte denn wirklich dem Bauer der Geistliche den Vorzug lassen, er, welcher Jahre lang, und bei so vielen Gelegenheiten an seinem Kopfe bilden wenigstens kann? Freilich wenn man das Wesen der Oekonomie in die Kenntniß Dessen setzt, was Waitzen, Roggen, Gerste; was ein Roß oder Ochs; was ein Pflug oder Egge; was Stroh oder Dünger heisse: der hat das Wesen der Oekonomie, obgleich man dieses Alles auch wissen muß, noch lange nicht begriffen. Das wahre Wesen der Oekonomie, in dem Sinne, in welchem hier davon die Rede ist, ist ein Leben und Wirken in der Natur mit ihren eigenen Kräften und Produkten, welche man zu seinen Zwecken, den verschiedenen Bedürfnissen des Menschen, und selbst der hervorbringenden Natur, benützt; deren Wirken man leitet, stärkt und erhält; von welchem man die entgegenwirkenden Hindernisse entfernt; und wobei man Alles den grossen und Gesammt-Einwirkungen der grossen und allgemeinen Natur nach dem beßten Wissen einpaßt.

Der wahre Oekonom lebt in der Natur, und mit ihr; sucht ihre Kräfte, ihr Wirken, und die grosse

Manigfaltigkeit ihrer Produkte auszuforschen; aber auch jene Sünden- und Verderbens-Naturgesetze („maledicta terra in opere tuo! . . . spinas et tribulos germinabit tibi.“), deren Streben nur Hindern des Guten ist, genau kennen zu lernen; und wächst, früher Schüler der Natur, jetzt zu ihrem Freunde, ich möchte beinahe sagen, zu ihrem Meister empor. — Wie oft zeigt die Natur, was der Mensch ist, seyn soll, und nicht ist! Ja, ich glaube zu wissen, daß die Schule der Oekonomie eine nicht schlechte Schule für die Seelensorge sey. Wie oft erinnerten mich die Distel und Dörner auf dem brachen Acker an die Distel und Dörner der brachen Menschengemüther! Wie deutlich sagte mir die schnelle Verwilderung der Felder, und die ewige Nothwendigkeit, sie immer zu ackern, zu eggen, zu düngen; daß die Cultur der Menschen-Seelen nie stille stehen dürfe, wenn hier, wie dort, gute Früchte bewirkt werden wollen! Wie mahnte mich die Fruchtlosigkeit aller Feldarbeiten des Menschen, wenn nicht Sonnenschein, Regen, reine Luft, die grössern und höhern Mächte Gedeihen geben, — an die Nothwendigkeit des von Oben in die menschlichen Seelen herabfliessenden Gnadenthaues, an das erwärmende, belebende, erstarkende Licht des ewigen Geistes! Und — an wie viel nicht noch!

Das wahre Geschäft der Oekonomie ist also kein Geschäft, welches irgend eines Menschen, am wenigsten des Geistlichen, dieses Seelen-Oekonomen, unwürdig wäre. Es ist ein viel anziehenderes, reitzenderes und vergnügenderes Geschäft, als man gewöhnlich dafür hält. Haben sich ihm nicht die Patriarchen

der Vorzeit; Griechen und Römer vom edelsten Range gewidmet? Haben nicht Prosaiker und Dichter seinem Lobe Talente und Kunst gern dargebracht? Welche eckelhafte Sache scheint Manchem der Dünger? Und doch haben die Erforschung seiner Natur, und sein Verhältniß zu den verschiedenen Erdarten und Gewächsen ꝛc. die größten Naturforscher zu ihrem Gegenstande gemacht [27])!

Wenn nun von dem Pfarrer, als Oekonomen, viel gefordert wird: so ist es, mein Verehrter Mann! nicht meine Sache, sondern Sache der Natur, welcher man, wie überall, so auch hier entsprechen soll. Entspricht ihr so mancher Pfarrer nicht, so entspricht ihr so mancher andere Oekonom, Bauer, ebenfalls nicht. Würde in unseren Schulen, wie es leicht seyn könnte, auf die verschiedenen Elemente der Oekonomie, z. B. nach Flurl's Manier, jedoch durchgreifender und umfassender, mehr Rücksicht genommen: so wäre sie dem Geistlichen wenigstens nicht schwer; und der wahre Vortheil des Oekonomen steht ganz gewiß auf der Seite des Pfarrers, und nicht auf der Seite des Bauers.

Die Praxis? Sie meinen die mechanische? — Wer im ächten Wesen der Oekonomie, auch nur zur Nothdurft, einheimisch geworden ist, dem wird das bloß Mechanische nicht schwer fallen; z. B. die Beschaffenheit des zweckmässigen Ackerns, Eggens; die wahre

27) Man sehe hierüber, unter Andern, die schöne Abhandlung „Ueber die Quellen der Vegetation ꝛc." von A. Fr. A. Diel, in seinem Werke: „Ueber die Anlegung einer Obstorangerie in Scherben ꝛc. 2. B. 1. Kap. 3. Aufl. Frankf. a/M. 1804.

Beschaffenheit eines Wagens, eines Pfluges, einer Egge, einer Wind- oder Putz-Mühle, und anderer Instrumente; wobei ihm auch die Kenntniß der Mechanik gut zu Statten kommen wird.

Ich weiß, daß der Bauer vielfältig dafürhalte: Niemand verstehe Oekonomie, oder Bauernwirthschaft, als eben der Bauer. Diese Meinung lasse der Geistliche einsweilen dem Bauer; gehe seinen festen Gang und widerlege dessen Meinung durch die That. Anfänglich lacht oft der Bauer, und spöttelt mitunter; dann wird er, wenn etwas zu sehen ist, schauen, und greifen, wie die kleinen Kinder, welche noch wenig gesehen haben; endlich? — nun ja, endlich macht er es selbst so, oder beiläufig so. Was der Pfarrer thut, wird Wirthshaus-Gespräch, und verbreitet sich nicht selten in kurzer Zeit in der Umgegend. Nur muß der Pfarrer auch hierin mehr nicht verlangen, als das Sehen, Gutes gestiftet zu haben; denn der Weltdank ist auch hier zu Hause.

Die Führung der Oekonomie giebt aber dem Pfarrer auch noch andere, gar nicht zu verwerfende, Vortheile. Ist der Pfarrer Oekonom: so wird er, theils des künftigen Anordnens, theils der nöthigen Nachsicht wegen, seine Felder, Wiesen, Waldungen, und andere Plätze seiner Versuche oft besuchen. Es wäre sonderbar, wenn er bei dieser Gelegenheit die Wiesen, Felder rc. seiner Pfarrkinder; dann das Thun und Lassen von den Letzteren nicht bemerken würde. Gewiß ist es, wenn der Mensch, vorzüglich der Landmann, welcher nicht immer so offen ist, als die Idyllen-Dichter uns vorstellen; sondern auch seine Politik,

sein verstelltes und verstecktes, bald in Demuth, bald in so genannte Dummheit, in ein Nicht=Besser=Verstehen gehülltes, Wesen hat: — wenn der Mensch kennen gelernt werden soll: so wird er es auf dem Felde, und nicht nur in der Behandlung seiner Felder und ihrer Früchte; sondern auch in seinem Behandeln der Nachbarfelder, in der Abgabe des Zehents rc. — Wie er auf dem Felde gefunden wird; so wird er beinahe immer in seinem Hause, und in seinen übrigen Lagen und Verhältnissen gefunden werden. In der Behandlung seiner Rosse und Ochsen auf dem Felde wird sein innerer Charakter offenbar, wird sichtbar, wie er sein Eheweib, seine Kinder, seine Dienstbothen rc. behandle. Sagen Sie ja nicht, Verehrter Mann! das könne man, ohne eben Oekonom zu seyn. Ich gebe zwar die Möglichkeit zu; die Wirklichkeit wird aber in hundert Fällen nicht Statt finden. Der Pfarrer ohne Oekonomie hat zu diesen Sachen weder das Interesse, noch die rechten Augen.

Gewiß kenne ich, wie später klar werden wird, die mancherlei Leiden, welche mit der Oekonomie in dieser Welt der Leiden beinahe nothwendig verbunden sind; aber ich sehe nicht, warum der Pfarrer sie nicht auch kennen lernen soll. Was er selbst erfährt, das versteht er, wenn er es bei Andern, bei seinen Pfarrkindern sieht, viel besser, als ausser diesem. Er wird darum in ihren Anliegen viel wärmeren, innigeren Antheil nehmen. — O! hätten unsere Staats=Beamten, wenigstens mehrere, wenigstens die äusseren, wie einst, selbst Oekonomie! Sie würden diese Dinge mit ganz anderen Augen beschauen; würden besser die Freuden

und Leiden des Oekonomen kennen; würden wissen, was es um gute oder schlechte Dienstbothen, Taglöhner, Handwerker ist; sie würden beinahe, in diesen Angelegenheiten, immer so verordnen, so richten, so Fürsorge haben, daß auch der gemeinste Mann, die Sache recht betrachtet, ihnen seinen Beifall, seinen Dank, nicht versagen könnte; sie würden, wie einst, Frauen und Kinder haben, welche nicht bloß den Putztisch, sondern auch die Oekonomie verständen, wie ich einige solche ehrwürdige Damen kennen zu lernen das Vergnügen gehabt habe[28]): sie selbst würden gesünder, fröhlicher, und hier und da vielleicht auch wohlhabender seyn. —

Man muß, Verehrungswürdiger Mann! selbst in ökonomischen Verhältnissen gewesen seyn, um erfahren zu haben, welch' einen bedeutenden und wohlthätigen Einfluß die Oekonomie dem Pfarrer auf seine Untergebenen gewährt. Der Oekonomie-Pfarrer kann, z. B. meistens einiges Stroh abgeben. Es sind wenige Gemeinden, wo nicht Einige sind, die, besonders im Frühjahre, Stroh brauchen, und kaufen müssen. Wie mancher dieser Armen ist aber, welcher dazu nicht selten

28) „Wer wird eine tapfere Frau finden? sie ist weit köstlicher, als Perlen und Edelgesteine!... Sie suchet Wolle und Flachs zu ihrer Handarbeit, welche sie gerne und klug verrichtet. Noch vor anbrechendem Tage steht sie auf, damit sie ihren Hausgenossen die Kost .... bereite .. Sie suchet einen Acker aus, und kauft ihn: von dem Gewinne ihrer Hände pflanzet sie einen Weingarten .. Aus der Erfahrung sieht sie, wie einträglich ihre Handlung sey.... Sie hat sich schöne Decken gemacht ... Sie verfertigt schöne Leinwand. Sie betrachtet den Wandel ihr Hausgenossen, und ißt ihr Brod nicht müssig." Siehe *Parab. Salomonis Cap.* 31.

nur etliche Groschen hat, oft auch keinen! Wer giebt nun, besonders in so kleinen Parthien, dafür Stroh? O, ich weiß es! selten Jemand ausser dem Pfarrer. Wenn diese verpachteten; oder Pfarreien längere Zeit unbesetzt waren: wie hörte ich oft solche Menschen jammern: „O, wenn wir doch im Pfarrhofe wieder Stroh bekämen!"

Ist Getreid-Noth (und wie oft ist sie nicht aus mehr als Einer Ursache; sie ist, da ich dieses schreibe!), und dabei meistens auch Geldnoth; oder reicht für den Zeitpunkt das Geld nicht aus, und ist Hoffnung, später eins zu erhalten: zu Wem soll man gehen? zu Wem geht man wirklich? — zum Pfarrer! Sie können kaum glauben, welche Achtung, Verehrung, welches Gewicht dem Pfarrer die so oft nöthige und geleistete Hülfe gebe. Ohne diese Kraft ist sein Seelsorgerwirken sehr oft lahm; mit ihr allein ist er oft nur im Stande, seine gemeinnützigen wohlthätigen Zwecke und Absichten fruchterreichend zu verfolgen. Was weder liebvolles, noch streng ernstes Zureden in und ausser der Kirche bewirken konnte, das hat die Noth, und des Pfarrers kluge und wohlthätige Hülfe bewirkt. Selbst Geld, wenn auch der Pfarrer ohne Oekonomie es hätte, würde alles Dieses oft nicht bewirken. Und warum sollte der Pfarrer, dem das Herz auf dem rechten Platze schlägt, diese Kraft zu wirken verschmähen, da er an seinem Herrn und Meister, und an dessen Aposteln, ja an allen grossen Männern der Kirche davon ein so hell leuchtendes Beispiel sieht?

Aber die Leiden, die Hauskreuze des Oekonomie-Pfarrers! — Ja, diese Leiden, diese Hauskreuze

des Oekonomie-Pfarrers, Lieber Mann! glaube ich aus ziemlich langer Erfahrung, und aus noch weit längerer Beobachtung zu kennen. Ich bin keineswegs gesinnt, sie zu übergehen, oder in den Schatten zu stellen. Doch will ich sie auch nicht im ganzen Umfange mahlen; sondern nur das wichtigste anführen: nämlich die Leiden, welche durch Dienstbothen; und die Leiden, welche durch Handwerksleute verursacht werden. Denn was die Leiden, aus den widrigen Einflüssen der Natur kommend, betrifft, darüber berufe ich mich auf das, was ich geäussert habe, als ich im Allgemeinen von der Noth der Geistlichen zu sprechen anfieng.

18. Ein Haupt-Hauskreuz des Oekonomie-Pfarrers sind allerdings die Dienstbothen, doch nicht des Pfarrers allein, sondern eines jeden Oekonomen. Sie waren es aber zu allen Zeiten, wie dieses aus den Klassikern, und aus anderen Schriften verschiedener Zeitalter abzunehmen ist [29]). Der Grund davon ist aber mehrfältig.

Ein Grund ist der vielfältige Mangel des Gehorsames. Der Mangel des Gehorsames, die Widerspenstigkeit ꝛc. ist ein Sünden-Naturgesetz; und eine Folge des: „Ich bin wie du!" Dieses Sünden-Naturgesetz ist durch die neuere Zeit neu gestärkt und belebt worden durch das Gleiche: „Gleichheit und Freiheit!" was, wie schon erinnert worden, selbst in die neueste Gesetzgebung sich eingeschlichen hat. Dieses hat über

---

29) Siehe Betrugs-Lexikon ꝛc. v. G. P. Hönn, Coburg 1721. 2. Ed. 8. S. 118 — 21.

die dienende Klasse von Menschen grosses Verderben, und über die Dienstherrn noch grösseres gebracht.

Gewiß hat sich um die dienende Klasse der Menschen Niemand mehr angenommen, als die christliche Religion durch ihr Gesetz der Bruder-Liebe. Die Herren sind von ihr angewiesen, ihre Sclaven gut zu behandeln; ihnen Alles zu geben, was gerecht und billig ist; und sich wohl zu erinnern, daß der Herren und Sclaven Herr der nämliche sey, welcher die Personen nicht ansieht [30]). Und doch mahnet diese heilige Religion die dienende Klasse zu genauem, willigen Gehorsame, mit Furcht und Zittern, nicht bloß zum Scheine, sondern aus aufrichtigem Herzen; nicht bloß guten, sondern auch rauhen Dienstherrn, als wäre es Christus selbst [31]).

Wie ganz anders, wie zart, wie klug, wie ächt politisch ist Dieses gegen das irreligiöse, höchst unpolitische (wie alle Erfahrung zeigt) Loslassen von allem Gehorsame durch Gleichheit und Freiheit, durch die so gepriesene Gleichheit vor dem Gesetze!

Wenn es also in allen Zeiten auch ungehorsame Dienstbothen gab: so müssen sie es doch ganz besonders in einer Zeit seyn, wo Freiheit und Gleichheit der durchgreifende Grundton der Zeit ist; wo Irreligion die Religion der Welt ist! — Wer soll sich nun in unserer Zeit über den Ungehorsam der Dienstbothen wundern? —

---

30) Ephes. 6, 9. — Coloss. 4, 1.

31) Ephes. 6, 5 — 8. — Coloss. 3, 22 — 25. — 1. Petr. 2, 18.

Soll ich es nun etwa begreiflich machen, welch hohen Nachtheil der Ungehorsam bringe? Wer soll nicht wissen, daß ohne Gehorsam, wenn man jedes Roß thun lasse, was es will, nicht einmahl ein beladener Fuhrwagen vom Platze zu bringen sey?! Wollte Gott! jeder Mensch wirkte aus dem freiesten Antriebe, oder, nach der Religion, aus Liebe, das Rechte, das Passende, das Gute und Nützliche: dann wären wir glücklich; dann hätten wir die höchste Bildung in Praxi erreicht. Aber wo finde ich diese Menschen (die ächt religiösen, christlichen ausgenommen) ohne und mit Diogenes Latern? —

Ein zweiter Grund des Uebels ist der Mangel der Angewöhnung von Ordnung, Reinlichkeit, Häuslichkeit und Thätigkeit, woran so grosse Schuld trägt der unglückliche pädagogische Grundsatz: Die Kinder brauchen nur zu wissen was sie zu thun haben; also darin nur unterrichtet seyn; sofort werde Alles gut gehen. O, wäre das nur so! Wie leicht, wie kurz, wie sehr befördernd das Geschäft der Jugend- und Menschenbildung wäre dieses! Allein das im Menschen einheimische Verderben mit seinen Gesetzen zeigt uns im jungen Menschen eine Hinneigung zur Unordnung; Nachlässigkeit in der Entfernung des sich bildenden Schmutzes; ein schlechtes unzweckmässiges Verwenden des kleinern oder grösseren Besitzthumes; Unthätigkeit, oder zweckwidrige Thätigkeit. Da nun diese Neigungen überwiegend, oft sehr überwiegend sind: so ist ja klar: daß das Wissen: Du sollst ordentlich, reinlich, häuslich, thätig seyn, bei den jungen Men-

schen bei weiten nicht hinreiche; nein! nicht bloß gesagt (unterrichtet), es muß angewöhnt werden; es muß das Nämliche oft und lang gethan, geübt werden. Hiezu werden aber Ausdauer, Geduld, mancherlei Anregungs- und Belebungs-Mittel, milde und scharfe gefordert. Dieses mühesame, aber das Unterrichten erst fruchtbar machende Geschäft ist das, was man die Disziplin, die Erziehung im strengen Sinne nennen soll, und früher auch genannt hat. Diese Disziplin fehlt aber wie anderswo vielseitig, so auch im Bezuge auf ökonomische Verhältnisse im Allgemeinen mehr oder weniger; in einigen Gegenden aber sogar auffallender, als in anderen; und fehlt in und ausser den Schulen.

Ist nun der junge Mensch der Zeit der Schule und der Disziplin entwachsen, und in das Alter der Dienstfähigkeit eingetreten: so erhält man nun gewöhnlich einen Menschen, welcher nicht an Ordnung, Reinlichkeit, Häuslichkeit und Thätigkeit, sondern an das Entgegengesetzte; und in den Zeiten der sogenannten Freiheit an den Unabhängigkeits-Sinn gewöhnt ist.

Ein Dienstbothe nun, nicht an Ordnung gewöhnt, läßt, z. B., die ökonomischen Instrumente liegen, wo er sie eben gebraucht hat. Nun bedarf er sie über einige Zeit anderswo: wo werden sie liegen? O, wie viele Zeit geht bloß mit diesem Suchen hinüber! Wäre Alles an einem bestimmten Platze, wie leicht und schnell wäre es herzunehmen! Ist der Dienstbothe nicht an Reinlichkeit gewöhnt: so reinigt er weder solche Instrumente, noch die verschiedenen ökonomischen Plätze, nicht die Borne ꝛc. woraus das Vieh die Nahrung zu nehmen hat. Jene werden vom Unrathe morsch, oder rostig,

und gehen in beiden Fällen viel früher zu Grund. Die Unreinlichkeit der ökonomischen Plätze theilt allem aufbewahrten Schmutz, widrigen Geruch, selbst Vergiftung mit. Wie sollen nun die ökonomischen Sachen dem Menschen angenehme gedeihliche Nahrung, dem Vieh gesundes Futter geben? Wer weiß nicht, wie die Reinlichkeit des Viehes zu dessen Gesundheit und Gedeihen beitrage: Werden die beiden letztern durch unreinliche Dienstbothen bewirkt werden? So ist's mit der Häuslichkeit, so mit der zweckmässigen Thätigkeit.

Wie nun solche Menschen als Dienstbothen waren, um es nebenher zu bemerken, so bleiben sie, nach dem bekannten Sprichworte: „Was Hännschen rc.," als Väter oder Mütter von Familien; und in unseren Zeiten um so mehr, da theils der Militärpflichtigkeit, theils des Unabhängigkeits-Sinnes wegen Alles sehr frühezeitig eigenen Herd sucht, sollte er auch, wie gar oft, schlechter seyn, als ein Kapuzinerherd.

Wie tiefeingreifend dieses in das ökonomische Wohl nicht bloß des Oekonomie-Pfarrers, und jedes Oekonomen, sondern von Hundert und Hundert Familien sey, kann nur der bemessen, welcher viel auf dem Lande lebt, und oft diese Sache beobachtet, berechnet, und selbst erfährt.

Ein dritter Grund dieses Uebels ist der Luxus der Dienstbothen, jeder Art, und ganz besonders der Luxus mit dem Geschlechtstriebe. — In den Zeiten, in welchen der Luxus, selbst jener der Dienstbothen, so manchen Vertheidiger gefunden hat, wünschte ich in der That etwas ausführlicher über die Natur des Luxus zu sprechen. Allein ich darf mich hier nur auf das Allerwesentlichste beschränken.

Soll nun angegeben werden, was Luxus sey: so kann es nicht geschehen ohne Rücksicht auf die Natur und Bedürfnisse des Menschen. Bei der Angabe der Bedürfnisse ist genaue Rücksicht zu nehmen *a*) auf die Bedürfnisse der in dem Menschen einst guten, nun ruinirten, Natur; *b*) auf die Bedürfnisse jener Natur, welche durch das Verderben erst geworden ist.

Es ist die wahre Bestimmung des Menschen, *a*) die Natur des Verderbens in sich zu tilgen; ihr daher auf alle Weise zu widerstreiten; die ruinirte gute Natur aus ihren Ruinen herauszureissen, und sie wieder ganz gut zu machen. Das Hauptmittel zu beiden ist die christliche Religion, und ganz besonders das von ihr, was ausser des Menschen Macht liegt, und in der Gnade der Erlösung, und den darauf gegründeten hl. Sakramenten, und anderen göttlichen Gaben, Gnaden, besteht; dann das Leben, Thun und Lassen, nach den Anweisungen und Vorschriften dieser hl. allgemeinen Religion.

Daraus ergiebt sich: daß an sich kein Verlangen, kein Bedürfniß, z. B. das Bedürfniß der Hochfahrt, der Selbstvergötterung, — der Natur des Verderbens befriedigt werden dürfe; daß dagegen alle Bedürfnisse der ruinirten Natur, soweit dieses zur Herstellung dieser Natur in die Gute erforderlich ist, befriediget werden sollen und müssen.

Jede Befriedigung nun, und jedes Mittel zur Befriedigüng der Bedürfnisse der ruinir-

ten Natur, welches zur Herstellung dieser als guten Natur, weder nothwendig, noch nützlich, also nicht nur überflüssig sondern vielmehr schädlich ist; dann jede Befriedigung der Bedürfnisse der Natur des Verderbens, ist das, was im allgemeinen Sinne Luxus heissen soll, und auch gewöhnlich heißt.

Durch diese Bestimmung der Natur des Luxus wird es möglich, genau anzugeben, ob die Befriedigung irgend eines menschlichen Bedürfnisses, dann das Mittel zur Befriedigung, zum Luxus gehöre, oder nicht; und dieses nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch individuell. — Dieses Letztere ist um so erwünschter, da neben den, allen Menschen gemeinen Bedürfnissen, als da ist die Umänderung der ruinirten Natur in die Gute, die Erhaltung des leiblichen Lebens rc., es noch besondere, individuelle Bedürfnisse, nach der Beschaffenheit der Natur, und des Standes des Individuums, giebt, welche bei Jenen Luxus, bei Diesen kein Luxus sind.

Soll nun in jedem gegebenen Falle die Frage gelöset werden: Gehört die Befriedigung dieses Bedürfnisses, und ihr Mittel, zum Luxus, oder nicht: so muß die weitere Frage gelöset werden: Ist die Befriedigung dieses Bedürfnisses, und das gegebene Mittel dazu, nothwendig, oder nützlich, um die ruinirte Natur des Menschen zur guten und vollkommenen umzuändern? Zeigt sich nicht bloß die Unschädlichkeit, sondern auch die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit zu dieser Umänderung: so gehört nichts davon zum Luxus. Im ent-

gegengesetzten Falle gehören Befriedigung und Mittel zum Luxus.

Jetzt vom Luxus der Dienstbothen. Ich bemerke einen dreifachen Luxus der Dienstbothen; *a*) den der Nahrung; *b*) den der Kleider; *c*) den des Geschlechtstriebes.

a) Ich bin nicht der Meinung, daß der Dienstbothe schlechte Nahrung erhalten soll, eine Nahrung, welche weder schmackhaft, noch nahrhaft ist. Der Mangel des guten, und das Daseyn des schlechten widrigen Geschmackes deutet auf eine Beschaffenheit der Nahrungsmittel hin, welche statt des Gedeihens, vielmehr Schaden, Krankheit ꝛc., bringen wird. Nahrungsmittel, welche nicht nähren, sind auch nicht Nahrungsmittel; denn sie ersetzen im Leibe nicht, was durch die Arbeit, besonders durch die fleissige, in jenem an Kräften verloren geht. Schlechte Nahrungsmittel befriedigen also nicht das Bedürfniß der ruinirten Natur, das leibliche Leben, mit seinen Kräften, zu erhalten, und immer zu stärken; sie streiten also gegen die Gerechtigkeit und Liebe, welche man solchen Menschen schuldig ist; ja gegen die eigenen Vortheile des Dienstherrn; denn was thut er mit schwachen, öfter kranken, und, mit Recht, unzufriedenen Menschen? Nicht schlechte Nahrungsmittel, sondern gute, d. i., schmackhafte und nährende sollen den Dienstbothen gereicht werden.

Aber was verlangen diese? Sie wollen das Ausgesuchteste, das Beßte, welches überall das Wenigste ist, also schon darum am wenigsten geleistet werden kann. Der Eine will dieß, der Andere nicht, sondern etwas Anderes. Und warum? Weil die Herrschaft es

hat, um dieser zu zeigen, er sey ihr gleich, er habe eine ausserordentliche Wichtigkeit; jene müsse froh seyn, wenn er ihr arbeite; er könne auch, oft mitten im Tage, auch bei den wichtigsten bevorstehenden Arbeiten, davon gehen. Daher denn die richtige Bemerkung vieler Oekonomen: Wenn die Heu- oder Aerndte-Zeit kömmt: so werden die meisten Dienstbothen brutaler, und sind beinahe mit Nichts zufrieden. — Aus dem nämlichen Grunde gehen viele Diestbothen wenigstens alle Feiertage zum Bier; sie wollen zeigen, daß sie der Dienstherrschaft gleich, ja wohl noch mehr seyen, in den Zeiten der Noth nämlich, worin diese Herrschaft oft mit Wasser fürlieb nehmen muß.

b) Ich liebe es, wenn jeder Mensch, also auch der Dienstbothe, zu erkennen giebt, für ihn habe eine zweckmässige, ordentliche, reinliche, nette Kleidung einen Werth. Es ist dieses ein Zeichen seines innern, verständigen, guten, geschmackvollen Sinnes. Wirkt dieser Sinn hier gut, so wird er auch anderswo nicht schlecht wirken. — Ist aber dieser erfreuliche Sinn wirklich vorhanden: so wird er sich nicht bloß durch die Art der Kleidung, sondern auch im übrigen Leben des Menschen, besonders auch in den Mienen des Angesichtes zu erkennen geben.

Jetzt können wir freilich in unserem Vaterlande in verschiedenen Gegenden, z. B., in denen, welche von Passau zwischen dem Inn und der Donau der Hauptstadt des Landes zu sich ziehen, Dienstbothen nicht bloß in den Städten und Märkten, sondern vielfach auf dem Lande finden, welche in Manchester, Sammet, Musselin, Seide ꝛc. gekleidet; mit Schuhen und Stiefeln, mit

Glanzwichse gewichset, angethan; mit Castor- und ähnlichen Hüten bedeckt sind: so, daß der Fremde, wenn er solche Menschen in ihrem Rücken sieht, die Meinung erhält, es seyen Söhne oder Töchter wohlhabender Bürger. Sieht er aber ihr Gesicht, und bemerkt er ihr Thun und Lassen: so findet er freilich größten Theils den holperigten ungezogenen Landmenschen.

Was kann nun bei solcher Art sich zu kleiden für eine Ursache in den Dienstbothen vorgefunden werden, als das Streben, nicht bloß der Dienstherrschaft, sondern auch den viel höheren Ständen, seinen Obrigkeiten rc., nicht nur gleich, sondern, wenn möglich, bevor es zu thun?! Soll nun dieses nicht Luxus heissen? Soll dieser Luxus nicht viefältig verderblich seyn? verderblich dem so nothwendigen, gutwilligen, folgsamen Sinne? verderblich den Finanzen des Dienstbothen? verderblich den Finanzen des Oekonomen, besonders des Oekonomie-Pfarrers? —

c) Man müßte in der alten und neuen Geschichte ganz unerfahren; mit den Menschen nie umgegangen; im eigenen Busen nicht einheimisch seyn: wenn man nicht wüßte, daß der Luxus des Geschlechtstriebes allen Zeiten angehört habe. Dieses Wissen beweiset aber nicht, daß dieser Luxus dem Menschengeschlechte Vortheile gebracht habe. Die Geschichte David's, des Mannes nach dem Herzen Gottes, ist, mit diesen und jenen Variationen, die Geschichte von Tausend und Tausend Menschen beiderlei Geschlechts [32]).

Wenn nun in Dienstbothen, besonders in besser genährten, der Geschlechtstrieb sich reget: so ist das

32) II. B. d. Könige 11. K.

eine begreifliche Sache. Allein das unbändige Wirken dieses Triebes; und die bei Vielen eben so zügellose Befriedigung desselben, ist eine gefährliche, und sehr zu bedenkende Sache. In Oekonomien von eben nicht grossem Umfange bedarf man männlicher und weiblicher Dienstbothen; und es läßt sich bei den verschiedenen Arbeiten, welche im Jahre hindurch nothwendig sind, dann auch nach der Beschaffenheit der häuslichen Verhältnisse, nicht immer jene Absonderung machen, welche Nothwendigkeit wäre, um die Gelegenheiten, welche Gefahr bringen, ziemlich sicher abzuschneiden. Dieses giebt nun mehrfachen Reiz, und ein Suchen, zu thun, was der Reiz will. So wird manche Zeit, statt der Arbeit, Cupido's Tändeleien gewidmet. Eins von solchen Verliebten steckt dem Andern Gutes zu, was ohne Entwendung nicht immer geschehen kann. Nicht selten helfen Beide treulich zusammen, um die Dienstherrschaft zu hintergehen, zu betrügen.

Die Früchte des zügellosen Geschlechtstriebes kennt man. Die Leichtigkeit, mit welcher, selbst nach den Civilgesetzen, der Verführer sich von den Vater-Pflichten entledigt, vermehret die Vaterschaften. Und nachdem es jetzt beinahe zur Schande geworden ist, eine keusche Jungfrau; — zur Ehre, in Unehren Mutter zu werden: so ist es ja ganz natürlich, daß man sich, so oft es thunlich, um diese Ehre bewirbt. So giebt es nicht wenige Dienstmägde, welche drei- und viermal Mutter geworden sind, und nicht weniger Kinder haben. Es sollen nun die, oft gegen den Willen solcher Mütter, lebend gebliebenen Kinder denn doch ernährt werden. Und wie? Ein oft sehr grosser Lohn reicht bei weitem nicht.

Es werden also zum Lohne die Nebenbedingungen vermehrt, vergrößert; und im Dienste werden alle Mittel angewendet, um in dem Hinterhalte etwas am Brod, an Eiern, am Schmalze, am Flachse, an Leinwand, an Hirse (Breun), selbst am Getreide etwas zu erhaschen, und für die Kinder Jenen zu bringen, bei welchen diese Kinder sich befinden.

Knechte, welche Väter sind, und sonst noch ein natürliches Gefühl für ihre Kinder haben, thun das Nämliche, nur meistens in grösserem Maße, besonders in Diensten, wo es Zehent giebt, wo sie in die Schrannen fahren, oder bedeutende Holzfuhren zu machen haben. Der Zehent auf dem Feld wird verkauft. In die Schranne wird um etwas mehr Getreide mitgenommen, theuerer verkauft, wohlfeiler angesagt. Bei Holzfuhren geht es nicht viel anders; oder es warten in Winkeln die bestellten Menschen, welchen bei jeder Fuhre, wenn thunlich, etwas abgeladen wird.

Der Geschlechtstrieb, weil er immer nach, nie zu befriedigender, Sättigung schreit, sucht die ihm sehr dienende Gelegenheit des Tanzes, besonders des reizenden stürmischen Walzers. Selbst auf dem Lande wissen es Knechte, daß, nebst dem Tanze, reizende Getränke, als Brantwein, Meth, Weine, besonders vermischte, bei dem weiblichen Geschlechte gar leicht bewirken, was sonst die beßten Worte, wie sie sagen, nicht zu Stande bringen, nämlich den Wohllustgenuß. Diesen zu erreichen ist ihnen nun im Taumel der Begierde nichts zu kostspielig. Das wissen viele Gastwirthe nur zu gut, und nehmen ihnen für meistens schlechte Waare unmässiges Geld ab. Bei der grossen Vermehrung der

Wirths=Concessionen, bei unserer Geldnoth, demnach bei der verringerten Möglichkeit, sich ehrlich fortzubringen, machen viele Wirthe Gelegenheit zum Tanze, zum Reizen, und selbst zum Befriedigen des Geschlechtstriebes für solche an sich schon lüsterne Menschen, um diese gleichsam berauben, und sich selbst fortbringen zu können. Es geschieht öfter, daß ein männlicher Dienstbothe nur für ein einziges Mahl einen bedeutenden Theil seines Liedlohnes vermacht.

Mägde, welche aus verschiedenen, leicht erkennbaren, Ursachen nicht gerne Mütter werden, und doch der Wohllust fröhnen wollen, helfen sich schon, wie sie sagen. Und in der That, ich selbst mußte staunen, als ich nach und nach inne wurde, daß solche Personen so viele, nicht ungegründete Kenntnisse hatten, Mörderinen der werdenden Leibesfrucht zu werden. — Welche Nachtheile daraus nicht nur für die Gesundheit solcher weiblichen Personen, sondern später für die ehelichen Verbindungen, ja oft für mehrere Familien entstanden seyen, darüber belehret uns die Arzneikunde, und eigene Erfahrung.

Wem soll es nun entgehen, daß der Luxus jeder Art, vorzüglich aber der Luxus mit dem Geschlechtstriebe, bei den Dienstbothen eine reichliche Quelle des Kreuzes mit den Dienstbothen, und vielfältiger Beschädigungen in den ökonomischen Umständen bei Jedermann, also auch, und beinahe vorzüglich bei dem Oekonomie=Pfarrer seye.

19. Ein anderes Kreuz für den Oekonomie=Pfarrer, so wie für jeden Oekonomen, sind die Handwerksleute, vorzüglich jene, welche mit der Oekonomie in

näheren Verhältnissen stehen. — Es hat in allen Zeiten, seit Handwerksleute sind, geschickte und ungeschickte, faule und fleißige gegeben. Erlauben Sie mir, Verehrter Mann! zu sagen, daß ich als Studentlein sehr viel mit Handwerksleuten Umgang hatte; daß ich größtentheils bei ihnen meine tägliche Nahrung als Wohlthat empfangen; daß ich einem Handwerksmanne mein Daseyn zu danken habe. Ohne Ruhm zu melden, glaube ich, in den Handwerksverhältnissen Einiges zu wissen.

Ein Handwerksmann soll besitzen einen geübten Verstand, Geschicklichkeit, Fleiß, Rechtlichkeit und ein nach Möglichkeit fleckenloses Leben. Nur durch diese Eigenschaften wird er der Mann seyn, welcher nach den Bedürfnissen des menschlichen Lebens, und für sie die zweckmässigen Werke hervorbringen kann, und hervorbringen wird. Dieses nun zu bewirken schloß man in Deutschland, und besonders in Bayern, Innungen oder Zünfte[33]. Diese hatten ihre Vorstände oder Führer (Vierrer) mit einem Senate, um so zu sagen; ihre innere Einrichtung oder Verfassung; eine eigene Kasse, ein eigenes Siegel. Sie waren von den Landesfürsten bestättigt, und mit Vorrechten und Auszeichnungen beehrt.

Ihre innere Einrichtung (Constitution würde man jetzt sagen) hatte zu vorzüglichen Gegenständen: die Lehre des Handwerks, oder der Kunst; die Zucht,

---

33) Siehe v. Westenrieder's Abriß der bayerischen Geschichte. München 1798. 8. S. 289 — 90. 354 — 60. Milbiller's kurzgefaßte Geschichte der Deutschen. München 1804. S. 84 — 6. — 110 — 13. Schmidt's Geschichte der Deutschen. Ulm 1779. 8. III. B. S. 179.

religiöse und sittliche Ordnung; die Wanderschaft; die verschiedenartige Unterstützung der Meister und Gesellen in der Heimath und in der Fremde; die Ansässigmachung; das Meisterwerden; die Zahl der Meister ꝛc.

Wie im menschlichen Leben selbst das Heiligste und Wohlthätigste nicht von Gebräuchen frei ist, welche wenig nützen, öfter schaden; so war es allerdings auch hier. Diesen Mißbräuchen beugten aber selbst die Zünfte vielfältig vor; und die Regierungen noch mehr [34]). Jedoch war der gute Gebrauch und der wahre Nutzen der Zünfte bei weitem grösser, als daß man in den neueren Zeiten gerechte Ursache gehabt hätte, der wenigen wahren Mißbräuche wegen so viel Gutes dieser Zünfte so feindselig zu behandeln, als es mehrseitig geschehen ist. Doch mußte auch hieher der böse Geist der Gleichheit und Freiheit seine Klauen ausstrecken. Seit dieser revolutionären Zeit sind Lehrbuben, Gesellen und Meister gleich — faktisch wenigstens; der Gehorsam hat sich mit der Achtung, welche in den Zünften nach verschiedenen Abstuffungen gesetzmässig war, grossentheils verloren. Daher nun eine grosse Rohheit unter solchen Menschen. Gehorsam, emsiges, williges Thun des Rechten, ist für jede Kunst wesentlich. Das allerbegreiflichste Beispiel ist ganz gewiß die Musik. Aber wo sind die Menschen, welche dieses alles immer von selbst und gerne thun? Ohne eine äussere Leitung, und ohne eine Art Nöthigung, kurz ohne Gehorsam, wird es

34) Compendium electoralis juris Bavarici etc. von Seb. Khraisser ꝛc. Augsburg 1691. Landpolizeiord. 4. Buch. 1. Titl. p. 477. ff.

bei jeder Kunst ziemlich schlecht gehen. Was kann nun bei jener Freiheit und Gleichheit auch in den Zünften, bei dem Mangel des Gehorsames hierin, für die Handwerke und ihre Künste anderes entstehen, als Nachtheil, Schaden?

Der Endzweck aller Künste ist: das Nothwendige, das Nützliche, das Angenehme des menschlichen Lebens. Die Künste für das Nothwendige und Nützliche haben zum Endzweck die Erhaltung und Sicherung des irdischen Lebens der Menschen, und dann jener Thiere, welche dazu bei dem Menschen mehr oder weniger Einfluß haben. Die Künste für das Angenehme ziehen die himmlische Natur in die irdische herab, geben uns von jener einen Vorgeschmack, und gestalten nach Thunlichkeit die irdische Natur in die himmlische um. Das ist ihr wahrhaftes Wesen, ihre Annehmlichkeit.

Ganz gewiß soll aber das irdische Leben Aller erhalten werden; also das Leben der Künstler, und das Leben der Abnehmer ihrer Werke. Giebt es zu wenige, und zu viele Künstler (Handwerker rc.): so ist es nicht gut. Denn im ersten Falle ist das Leben der Abnehmer, der Bedürftigen; im zweiten Falle das Leben der Künstler nicht gesichert. Die Jenigen also, welchen vorzugsweise die Sorge für das Wohl des irdischen Lebens anvertraut ist, können hierüber durchaus nicht gleichgültig seyn, nicht die Freiheit der Künste, Handwerke, Gewerbe proklamiren und festhalten; sondern sie müssen mit sorgfältiger Umsicht das Zuviel, und das Zuwenig hierin ermessen, und das schwierige Mittel (medium tenuere beati) festhalten.

Das Lob der Künste, welche das Angenehme zum Zwecke haben, und gewöhnlich schöne, auch freie (liberales) heissen, weil sie dienen sollen, den Menschen vom Irdischen loszureissen, von der Sclaverei niedriger Leidenschaften zu erledigen, Kraft zur Tugend zu verleihen: dieses Lob ist bekannt genug. Aber wie oft nennt der Mensch annehmlich auch Das, was seinen verderbten Gelüsten schmeichelt, diese reizt, daß er, wie jener Künstler des Alterthums, selbst mit dem Werke der Kunst Sünde thun möchte?

Wenn es nie erlaubt ist, mit Willen und Vorsatze, ja auch aus Unachtsamkeit die Menschen zum Bösen zu führen: soll etwa der Künstler hievon ausgenommen seyn? „Wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kommt!" — Eine Freiheit, welche in irgend einer Kunst dem Menschen Schaden bringt, ist eine solche, welche weder durch ein vernünftiges Gesetz, noch durch das Christenthum gestattet werden kann, gesetzt auch, es würde die Geschicklichkeit des Künstlers dadurch vermehret. Vervollkommnet der Dieb nicht auch seine Geschicklichkeit durch die Praxis? Soll darum Dieberei gestattet werden? Wer weiß nicht, daß die größten Philosophen, wie Plato, den Dichtern abhold waren? — Auch diese Künste bedürfen gar sehr einer vorbeugenden höheren Aufsicht!

Die Freiheit aber, sich in irgend einer Kunst auszubilden, um dadurch der Menschheit zu nützen, war von jeher Niemanden verwehrt. Jedoch ist dieser Drang, etwas Rechtes, wie man sagt, zu lernen, nicht so allgemein groß, als man meinen möchte nach dem Gerufe: „Freiheit der Künste, Freiheit der Gewerbe!"

Das stolze Albion scheint, der Sage nach (denn gesehen habe ich Alles selbst nicht), das Land zu seyn, wo die Freiheit der Künste groß ist. Es wird nicht geläugnet, daß in diesem Lande die Künste, wenigstens die, welche das Nothwendige und Nützliche zum Zwecke haben, grosse Fortschritte gemacht haben. Ist aber die Freiheit es, welche dieses vorzüglich gethan hat? Hebet die Handlung, den Absatz Englands auf, und wir werden bald sehen, welches der Erfolg seyn werde: derselbe nämlich, wie einst in Tyrus, Sidon und Carthago; wie später in Genua und Venedig. Und vergißt England, daß der Menschen, und nicht der Maschinen und des Uebermasses der Produkte wegen, die Künste da seyen: so wird sein, ohnehin schon sinkender Wohlstand in sich selbst zusammenstürzen.

Bei uns aber hat der Grundsatz: Freiheit der Künste und Gewerbe die Leichtigkeit des Erhaltens und Vermehrens von Concessionen auf die Bahn gebracht. Dieses wissend eilt der Lehrling aus der Lehre. Nicht wie einst sucht er die Fremde; denn sie hindert, bald Meister, dem Titel wenigstens nach, zu werden, eine Werkstatt, und — ein Weib zu bekommen. Die Freiheit des Gewerbes, und — die Noth werden das der Kunst Abgängige schon ersetzen! Daß die Noth bisweilen beten lehre, wissen wir; sie lehrt aber auch schlechte Waare für gute, schlechte Arbeit für gute liefern; unter dem Scheine der größten Ehrlichkeit unehrlich seyn.

Die Monopole sind in der Hand eines Egoisten freilich sehr drückend; aber die so genannte Freiheit der Gewerbe ist noch drückender. Klage ich bei diesem oder

jenem Handwerker über schlechte Waare, schlechte Arbeit: so erwiedert er mir: gute Waare fordert viele Auslage, die Niemand vergüten will; gute Arbeit fordert Zeit; ich muß aber viel arbeiten, um mehrere zu befriedigen; sonst nimmt mir der Nachbar die Arbeit ꝛc.

Es kann zwar gesagt werden: auch dem Oekonomen, dem Pfarrer steht es frei, arbeiten zu lassen, zu kaufen, wo er will. Dieses ist zwar richtig; nützt aber wenig; denn es ist unter den bestehenden Verhältnissen nirgends viel besser. Und was gewinnt denn der Oekonom, wenn er, z. B., die Pferde zum Beschlagen eine Stunde weit fortschicken muß?

Für den Pfarrer hat aber dieses, wenn er die Handwerksleute des Ortes, oder der Nachbarschaft, nicht wohl brauchen kann, noch manche andere Nachtheile. Feindschaft, Rache, Verleumdung, Aufhetzung, Zehentbetrug ꝛc. sind meistens die nächsten Folgen davon, in der That viel wichtiger, als so Mancher, dem hierin die Erfahrung abgeht, wohl denken möchte.

So, halte ich dafür, liegt offen da, daß in den gegenwärtigen Zeiten für die Oekonomie-Pfarrer, wie für jeden Oekonomen, auch von Seite der Handwerksleute viel Kreuz sich vorfinde.

20. Diese Leiden, diese Kreuze sind nun nichts Gutes, für den Oekonomen, für die Oekonomie-Pfarrer. Und doch liesse sich hierüber noch so Manches nachtragen über Schauer, Reif, Kälte, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Viehseuchen ꝛc.! — Mir ist nun, Ehrwürdiger Mann! als sehe ich Sie über diese Darstellung, und über mich lächeln, und, als hörte ich Sie sagen: „Das ist's, was ich meine, das ist's, was

ich will!" Erlauben Sie, Guter! daß ich Sie im Folgern ein wenig unterbreche. Ich bin nämlich (halten Sie mir ein wenig insipiens dico nicht übel!) noch Einer aus jener Syllogistizir-Zeit, in welcher so oft das distinguo zu hören war. Ganz und gar gebe ich Ihnen mich gefangen, daß diese Uebel mit der Oekonomie größten Theils in Verbindung stehen. Daß sie aber alle, sammt und sonders aus der Oekonomie kommen, das ist es, worüber der Kampf noch nicht am Ende ist.

Was schlechte Dienstbothen und Handwerksleute mache, erhalte, vermehre, ergiebt sich leicht aus dem, was ich hierüber etwas weitläufiger absichtlich sagte. Wem sollte, wenn nicht anderswoher, wenigstens daraus klar seyn, daß die Ursachen hievon nicht in der Oekonomie liegen; daß also diese Uebel nicht aus der Oekonomie kommen! Warum also ihr Uebel aufbürden, welche zwar gegenwärtig bei ihr sind, aber aus ihrer Natur nicht kommen? Selbst die übrigen Naturübel entspringen mehr aus der Nachlässigkeit und Unachtsamkeit, öfter auch Bosheit der dienenden Klasse. Oder ist es nicht Bosheit, wenn ein Dienstbothe, etwa vor seinem baldigen Austritte aus dem Dienste, einem Rindviehe eine lange Heftnadel in die Wampe sticht, damit es dann nach einiger Zeit absterbe?

Aus der Naturlehre, und weit mehr aus der Erfahrung ist bekannt und gewiß, daß die Trockenlegung der Wiesen, Mööser (Moore), verbunden mit Wässerungsanlagen; die Räumung und Correction kleinerer Flüsse, Bäche ꝛc., die Wiesen verbessere, den Wachsthum der Kräuter ändere, verbessere, vermehre; schäd-

liche Nebel, Reife, Fröste, selbst den Hagel verhindere, oder doch vermindere. Daß alles dieses grossen Theils nicht geschieht, liegt nicht in der Oekonomie, sondern in der Faulheit und Starrköpfigkeit der Menschen; wogegen von dem einzelnen Oekonomen, von dem beßtmeinenden Pfarrer bei allen Bemühungen, nicht gewirkt werden kann. Warum also den größten Theil auch dieser Uebel der Oekonomie aufbürden?

Nehme ich nun die allgemeinen Weltübel, wie früher bemerkt, aus: so zeigt sich, daß der gröste Theil der Leiden und Kreuze des Oekonomie-Pfarrers nicht aus der Natur der Oekonomie, sondern anderswoher komme. Die Abhülfe dieser Leiden und Kreuze des Oekonomie-Pfarrers liegt also auch nicht, wie Viele, und auch Sie, Verehrungswürdiger Mann! dafürhalten, darin, daß den Pfarrern die Oekonomie abgenommen werde, sondern anderswo.

Ich habe früher schon gezeigt, wie einflußreich für den Pfarrer, auch ohne Hinsicht auf sein Einkommen, der Besitz der Oekonomie sey. Wollten Sie, die Sache recht bedacht, diesen wichtigen Einfluß dem Pfarrer rauben? Das kann ich von Ihrem patriotischen Herzen unmöglich glauben.

Die Oekonomie ist des Pfarrers nicht unwürdig, wie Sie glauben; sie liegt nicht ausser seiner Sphäre; und sie belastet ihn nicht so sehr, wie auch Jeremias Schwarzrock, ein gar nicht unerfahrner Mann, erinnert hat, und Sie, Verehrter! mit dem „wie leicht ist dieß gesagt [35])" noch nicht umgestossen haben.

35) S. 61.*

Ich sage aber noch: es giebt keine natürlichere und billigere Versorgung des Land-Pfarrers (wohin ich auch die Pfarrer von Märkten und kleineren Städten rechne), als die durch Oekonomie, verbunden mit dem Naturalzehnte.

Ich kenne Jemanden sehr gut. Dieser genoß einst ungefähr 1000 fl. an Gehalt und Nebenverdiensten, in einer Stadt, nur nicht in der Hauptstadt. Ich weiß, wie weit derselbe hingereicht hat; und er lebte doch beinahe dürftig. Denken Sie sich nun erst das Land in nur mässiger Entfernung von Städten oder Märkten: Woher sollen Sie ohne Oekonomie alle die Kleinigkeiten des Hausbedarfes erhalten? Oft um Geld nicht! Und wenn auch: was würden nicht die beständig auf dem Wege sich befindenden Bothen kosten? Was würde im heissen Sommer, in den so genannten Hundstagen, der in einem Landwinkel steckende Pfarrer machen, wenn er nur übelriechendes Fleisch erhielte?

Der Oekonomie-Pfarrer kann sich helfen, kann sich Vieh ziehen, das er bis zum Gebrauche leben lassen kann. So hat er doch ein gesundes frisches Fleisch, eine ehrliche Suppe. O ihr Herren der grossen Städte voll so vieler Bequemlichkeiten! geht nur zu uns heraus, und ihr werdet faktisch einsehen lernen, warum der Pfarrer eine Oekonomie brauche. Auch ich habe, und mehr als Ein Jahr, von Geldbesoldung gelebt; und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es Fälle gebe, daß die Zahlkassen angeblich, und auch wirklich, kein Geld hatten. Dieses erstreckte sich bis auf ein halbes Jahr. Wie groß der Credit eines Besoldeten sey, wer weiß, der in Städten gelebt hat, das nicht?

Dem Besoldeten, besonders dem untern, wird in der Regel der Sold etwas genau zugemessen. Es giebt nicht viele Jahre, worin er sich etwas, wie man sagt, erobern kann. Diese Möglichkeit ist dem Oekonomie-Pfarrer wenigstens nicht genommen. Jedoch gehört hiezu wesentlich die Verbindung des Naturalzehents, wovon nachher.

21. Wenn nun dem Oekonomie-Pfarrer nicht durch die Abnahme der Oekonomie geholfen werden soll: wie ist ihm denn zu helfen? — Indem ich mich im Bezuge dieser Abhülfe auf das früher im Allgemeinen Gesagte beziehe, erlaube ich mir, offen und redlich, ein Paar Meinungen darüber zu äussern. — Ich wende mich zuerst an die Jenigen, welche dieses zunächst angeht, an die Geistlichen, welche Pfarrer werden wollen.

Der Geistliche ist nirgends da, um nur zu geniessen; sondern um zu wirken zum höchsten Wohle der Menschheit. Das weiß nun jeder Geistliche; denn er hört es in den Vorbereitungszeiten zu seinem Stande oft genug. Ob es aber alle genug würdigten? Wie dem auch sey: so weiß doch jeder, welcher Lust hat Pfarrer zu werden, daß ihm die Führung wenigstens eines kleinen Hauswesens, und grossen Theils auch die Führung irgend einer Oekonomie bevorstehe. Dieses leicht wissend kann er doch eben so leicht denken: ich muß mich doch umsehen, wie das alles zu machen sey. Wenn überall eine Vorbereitung nothwendig ist, warum soll denn hier keine erforderlich seyn? Müßte ich nun so manchem, besonders jüngern Geistlichen ein gewissenhaftes Zeugniß ausstellen: wahrlich

ich zweifle, ob es überall gut, ja nur genügend ausfallen würde. Gewiß, nicht alle Schuld einer nachtheiligen Oekonomieführung liegt immer ausser dem Geistlichen. — Auch ist es nicht immer der übermässige Drang der Seelsorgergeschäfte, welcher die Sorge für die Oekonomie verdrängt.

Wenn Abwechselung der Geschäfte den menschlichen Geist erheitert, auffrischt, stärkt; so ist es gewiß sehr vortheilhaft, Gebet, Studium, und andere ähnliche Berufsgeschäfte, mit den Geschäften der Oekonomie abwechseln zu lassen; worüber ich das Wie schon oben gezeigt habe. In der That ist es auch nicht so schwer, über diese Angelegenheit, und noch weniger kostspielig, sich Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. Ein grosser Theil der jüngern Geistlichkeit lebt ohnehin auf dem Lande, und bei Oekonomie-Pfarrern. — Und hast Du, Freund! durchaus kein Geschick und keine Neigung zur Oekonomie, so bewirb Dich um nichts, was einer Oekonomie gleich sieht. Und hast Du es doch gethan, und geht es darum schlecht: so sey so gerecht, und klage nicht über die Oekonomie, sondern über Dich!

Dann wende ich mich an Das, von welchem Gutes, oder Böses ausgeht, an die Prinzipien der verschiedenen Constitutionen. — Ich habe schon früher [36]) gezeigt, daß in mehreren dieser Prinzipien Verderben liege. — Zu verwundern ist es, daß der wahre Begriff der Freiheit, praktisch wenigstens, noch immer verkannt; daß Freiheit fortan in Egoismus und Unabhängigkeit (des Menschen) gesetzt; daß

---

36) Oben S. 8 — 11.

das Leben und Wirken nach den göttlichen und christlichen Gesetzen für Sclaverei erklärt wird. Wie oft wiederhallet der Ruf der Philosophen: „Es giebt nur Eine Wahrheit!“ Sprechen sie aber von Freiheit: so giebt es eine unendliche Zahl der Wahrheiten. Denn um thun zu können, was man will, um frei zu seyn, muß Alles recht seyn. Wäre nur Eins recht, alles Uebrige also unrecht: so müßte man sich an dieses Eine halten: und das wäre Sclaverei, Tyrannei. Welche Sclaverei der Mathematik, der Musik, und jeder ächten Wissenschaft und Kunst!!

Die wahre Sclaverei besteht aber in der Noth des irdischen Lebens; im Hunger, Durste; in unserer Nacktheit und Gebrechlichkeit; in den verschiedenen Krankheiten des Leibes und der Seele, im Tode; und hernach darin, wenn der Mensch abgehalten wird, dieser Noth auf den geeigneten Wegen für jetzt und immmer abzuhelfen. Hierin rathet und helfet uns ihr Freiheits-Philosophen! Aber dieses vermöget ihr für uns so wenig, als für euch selbst.

Diese Sclaverei wird aber erleichtert durch die wahre Gerechtigkeit; wird noch weit mehr gemildert, und endlich ganz getilgt werden durch die ächte christliche Religion, welche die große Aufgabe hat, die Menschen von der Finsterniß (euerem Lichte) zum wahren Lichte (euerer Finsterniß) der Gerechtigkeit zu führen, und schon dadurch die Noth, die Leiden der Menschen zu hindern, zu mindern; dann durch die Liebe zu mildern; endlich einst durch Gottes Allmacht zu tilgen.

Denn „die Creatur selbst wird von der Sclaverei der Hinfälligkeit befreiet werden zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes [37]).“ Das ist die wahre Freiheit für das Menschengeschlecht; welche aber erst dann ganz begriffen wird werden, wenn sie erschienen seyn wird. Aber von dieser Freiheit werden die Menschen durch diese Freiheitsapostel vielmehr abgehalten, abgeführt. Darum folgt ihrem Thun und Treiben die Noth vielmehr, und vergrössert sich, an Statt daß sie weniger und geringer würde. Wer ist nun hier tyrannisch?

Es gefallen aber auch diesen Philosophen die Mittel nicht, durch welche allein diese Freiheit errungen wird, nämlich: Demuth, Gehorsam, Hinopferung, gänzliche Unterwürfigkeit und Ergebung unter Gottes Willen, welcher dem verderbten Menschen so oft nicht begreiflich ist: kurz! es mißfällt ihnen, im Leben und Sterben ein Anhänger jenes Christus zu seyn, welcher uns durch die Schande des Kreuzes in die wahre Freiheit gesetzt hat [38]).

Unsere Zeit will aber, wie erinnert worden, nur herrschen und regieren. Schuster und Schneider besitzen jetzt die erhabene Weisheit, Gesetze zu bilden, nach welchen Völker regiert werden sollen. Sie, die oft kein Gartenbeet zu recht richten können, besitzen jetzt die Quintessenz jener höchsten Garten = Wissenschaft und Kunst, wo die Beeten und Pflanzen — Menschen sind. Apelles, der Meister der Mahler, sagte: „Schuster! bleib beim Leisten.“ Aber unsere Zeit ist vorwärts geschritten!! Kurz, Alles ist weise; Alles kann und

37) Röm. 8, 21.
38) Gal. 4, 31.

will Gesetze machen; **Niemand will sie aber halten.**

Diesem schrecklichen Uebel muß begegnet werden, wenn nicht Alles nach und nach, vielleicht zu frühe, sich in völlige Anarchie auflösen soll.

Wie soll aber Gehorsam bewirkt werden ohne hohe Achtung und Ehrfurcht gegen die legitimen, eigentlich nicht von den Menschen, sondern von Gott gesetzten Obern? Das ist das Meisterstück des Liberalismus, daß er die Volks=Souverainität proklamirte, und den Glauben verbreitete: Das Volk, die Menschen setzen ihre Obern. Was ist eine von Menschen gesetzte Obrigkeit? Ein Spielball der Launen, des Stolzes, des Egoismus dieser Menschen. Man macht es ihr sauer, setzt sie ab, und behandelt die abgesetzte, daß sie der neuen zum schreckenden Vorbilde wird. Ist's Wunder, daß solche Obrigkeit um die Gunst des Volkes buhlen muß? Woher soll da Achtung, Ehrfurcht, Gehorsam, Ergebenheit für die Obrigkeit kommen? Das muß anders werden.

Die Wirkungen der verkehrten Prinzipien haben sich größten Theils auch in die Systeme der Erziehung, und in das praktische Leben von dieser eingeschlichen. Lehrer, Lehre, Lehren, Aufklären, man weiß kaum, wie weit, ist das gellende Gerede. Das Thun wird von selbst schon folgen. O ja, wir sehen es, hören es, wissen es, erfahren es. Ist doch mancher Schulmeister (um Verzeihung! — „Volkslehrer" wollt' ich sagen,) in seiner eigenen Schule nicht mehr sicher: so aufgeklärt sind bereits seine Zöglinge.

Was einst den griechischen Gesetzgebern kaum möglich; den römischen grausenerregend und höchst strafbar schien: die Hand gegen die Eltern aufzuheben, sie gröblich zu mißhandeln: das ist bei uns keine Seltenheit; gleichwie uns die Zeitungen erzählen: eine junge Tochter habe Vater, und Mutter, und Geschwisterte durch Gift gemordet. An allem Diesen haben dann, den liberalen Blättern nach, die Schulen, und die Geistlichen die Schuld; — allerdings! — jene Schulen, in welchen die Systeme des Liberalismus herrschen; allerdings! — jene Geistlichen, die, feige und verrätherisch an ihrer Pflicht, schweigen, wenn sie den Wolf in der Herde finden, oder finden könnten.

Das Wissen dessen, was den rechtschaffenen Menschen macht, ist leicht, ist kurz, besonders seit die christliche Religion lebt. Aber der Geist der Empörung, des Ungehorsames, des Egoismus, der Unabhängigkeit, die Neigung zum Verkehrten, die Faulheit, der geschäftige Müssiggang ꝛc. das sind die Feinde der guten Erziehung, deren Leiden und Kreuze, welche mit dem: „Liebes Kind, das darfst du nicht thun! das bringt dir Schande ꝛc.“ größten Theils nicht besiegt werden. — Wie dieses geschehen müsse, ist das grosse und hochwichtige Wesen und Geschäft der Zucht, der Disciplin [39]; des Meisters der Schule; wozu freilich unsere „Volkslehrer“ grossen Theils nicht taugen; weil sie selbst voll von Liberalismus, d. i., jenen freisinnigen Uebeln sind, welche sie ihren Schülern abgewöhnen sollen.

39) Siehe Oben, S. 63 — 4.

Wird in allen diesen Angelegenheiten bald und ernst geholfen: so werden wir wieder ein besseres Geschlecht, damit bessere Menschen, bessere Unterthanen, bessere Dienstbothen, bessere Handwerksleute rc. erhalten; es wird dem Oekonomen, dem Oekonomie-Pfarrer, uns Allen, es wird dem theuern Vaterlande wieder besser gehen.

Glaube man aber ja nicht, dieses werde ohne die tiefe und feste Grundlage der Religion geschehen! Die Furcht Gottes ist aller Weisheit, alles Bessergehens, aller wahren Glückseligkeit, Anfang — und Bestand. Die Furcht Gottes ist der beßte Controlleur, der beßte Rechnungs-Kommissär, der beßte Polizei-Beamte, der beßte Justiz-Minister. Wer Gott fürchtet, ehret den König, und hat nicht Anstand, für das Wohl des Vaterlandes sein Leben zu opfern.

22. *c*. Die Lage des Pfarrers als Zehentherrn.

Sie bemerken, Ehrwürdiger Mann! §. 9. S. 10 bis 12, daß die Lage des Oekonomie-Pfarrers durch die neuern Zeitverhältnisse im Bezuge auf den Naturalzehent trauriger geworden sey; und geben denn auch die Ursache hierüber sehr richtig an. Es ist in der That seit längerer Zeit dieses ein so wichtiger Artikel, daß er eines ernsten Nachdenkens ganz würdig ist. Wenn ich es unternehme, hierüber Einiges zu äussern: so kann ich mir Lob, noch eher Tadel verdienen. Doch, wer sich von beiden fassen läßt, der kann öfter der Wahrheit untreu werden.

Es kann hier die Absicht nicht seyn, über die Natur des Zehent-Rechtes viel zu sagen; ich berufe

mich hierüber auf die Canonisten, und darunter auf Van-Espen[40]); dann auf das alte bayerische Landrecht[41]); endlich auf einen in dieser Angelegenheit ausgezeichneten Schriftsteller, Johann Werndle[42]).

a) Schwerlich wird ein älteres, immer geübtes Recht aufgewiesen werden können, als das Zehentrecht. Es bestand im Symbol der christlichen Kirche, im israelitischen Volke, mehr als 14 Jahrhunderte; und es besteht in der wirklichen christlichen Kirche mehr als 12 Jahrhunderte. Und nicht unmerkwürdig ist, daß das, bisher bekannte, älteste Kirchengesetz über das Zehentrecht in jenem Lande[43]) kirchlich gegeben, und fürstlich bestättigt worden ist, in welchem in der neuesten Zeit der größte Kampf gegen dieses Recht hervorgegangen ist.

Dieses Recht ist in neuerer Zeit von der allgemeinen Kirche im Concilium von Trient[44]) neuerdings bestättigt worden.

b) Sonderbar muß es scheinen; daß man einst[45]) dafürhielt, der Mensch sey darum reich, weil er Gott den

40) Jus Canon. part. II. Tit. 33.

41) Tit. 28.

42) Zehentrecht. 2. Ausg. Ingolstadt. 1656. 8 — 6. Ausg. Nürnb. 4.

43) Im II. Concilium von Makon, in Frankreich, im Dep. der Saone und Loire, einst *Matisco* in Gallia Lugdunensi prima, an der rechten Seite der Saone, einst Arar genannt, — im Jahre 585, Can. 5.

44) Sess. 25. de Reform. C. 12.

45) M. s. die schöne Rede des unbekannten Verfassers in den Werken des heil. Augustin. „Majores nostri ideo copiis omnibus abundabant, quia Deo decimas dabant, et Caesari censum reddebant. Modo autem quia dis-

Zehent, dem Kaiser die Steuer richtig bezahle; daß dagegen unsere Zeit [46]) nichts Verderblicheres, Schädlicheres kenne, als — wenigstens den Zehent.

Woher aber diese Meinung? — Wenn die Ausgeburten der französischen Revolution, die grosse Feindschaft gegen die katholische Kirche, gegen ihre Geistlichen; wenn das grosse Versunkenseyn in das Irdische, oft ohne alle Ahnung, ohne Glauben, ohne Andenken an das Höhere, Himmlische, — die Kirchengüter, die Klöster, und namentlich die Zehenten, als höchst verderblich, schädlich dargestellt haben: war es wohl ein Wunder, daß durch dieses vereinigte, anhaltende, oft wiederholte Geschrei der Welt = Weisen auch bessere Menschen, auch höheren Ranges, irre geführt, oder doch nachdenkend geworden sind? war es nicht natürlich, daß hierüber Preisaufgaben vorgelegt wurden [47])? konnte es anders kommen, als daß Augen, Ohren und Maul von den Zehentpflichtigen aufgerissen wurden, wenn es hieß: „Bei uns soll es seyn, wie in Frankreich! dort giebt Niemand Zehent ꝛc.“ —

---

cessit devotio Dei, accessit indictio fisci. Noluimus partiri cum Domino decimas; modo autem totum tollitur. Hoc tollit Fiscus, quod non accipit Christus.“ — Serm. 86. in append. Tom. 5. p. 2. Col. 108 — 9. ed. Maur. Antv. 1700. — alias 48 ex 50. Homil. —

46) Moysche Augsb. Zeit. 1820. St. 65. Art Ostfriesland.

47) Im Jahre 1813 legte der Landwirthschaftliche Verein in Bayern die Preisfrage vor: „Unter welchen Modifikationen kann das Zehentrecht in Bayern mit den Forderungen der Kultur in Vereinigung gebracht werden, ohne den Rechten des Zehent = Herrn zu nahe zu treten ꝛc.“ — Worüber mir aber die Beantwortung nicht bekannt geworden ist. M. f. Allg. Zeit. 1813. St. 69. S. 275.

Wer aber glaubt: Jeder Mensch bezahle gerne Steuern, gebe gern seine Kinder zum Militär: der muß allein auf Libanon's Höhen gelebt haben.

c) Dabei bleibt es: Der Diener der Kirche muß anständig erhalten werden, wie der Diener des Staates. Dieses macht, daß die Mitglieder der Kirche, wie die des Staates, weil sie Regierte sind, weil sie die Obsorge für ihr möglichstes Wohl von der Kirche, wie vom Staate, geniessen, hiefür der Kirche, wie dem Staate, etwas abgeben. Dieses ist eine ganz natürliche Schuldigkeit, und eine der ausgezeichnetsten Pflichten der Dankbarkeit; es ist sogar Anordnung Gottes.

Die verderbte Natur der Menschen widerstrebt zwar diesem Regiertwerden; sie will, wie sie sagt, frei seyn; sie will selbst regieren, oder doch nur solche Regierende setzen (und dadurch regiert sie auch), welche ihr gefällig sind: um so mehr widerstrebt sie, wenn sie für die Regierenden noch sorgen, noch Abgabe leisten muß. So nothwendig aber das ächte Regiertwerden für diese verderbte Menschennatur ist; so gerecht sind die Abgaben dieses guten und heiligen Zweckes wegen. Käme es bald dahin, daß der Mensch so sehr fühlte, Gerechtigkeit und christliche Religion seyen für ihn noch viel nothwendiger; als er fühlt, daß Brod, Kleidung und Wohnung für ihn nothwendig seyen: er würde sich bald ganz anders benehmen; würde Staat und christliche Kirche ehren und lieben; er würde gern für beide die Abgaben leisten. Aber freilich, da er wie Gott ist; darum keinen Gott, keine Religion braucht: wie soll er einen König und die Pietät gegen ihn

vonnöthen haben? Warum also Gott, warum dem Könige dafür eine Gabe, ein Opfer bringen?

d) Wenn nun die Mitglieder (die regierten) der Kirche Abgaben zu leisten schuldig sind: so ist jetzt die nächste Frage: Welche ist die natürlichste Abgabe?

Durchgreifend kann hier diese Frage nicht beantwortet werden: also nur Einiges. — Geld, worauf man jetzt so Vieles reduziren will, ist ganz gewiß, es mag nun aus Thierhäuten, oder aus Metall bestehen, kein Nahrungs-Mittel; sondern Mittel des Austausches, und dieß nicht einmahl in allen Fällen. Bei einem ganzen Haufen Geldes müßte man, hätte man sonst nichts, erhungern. Das wahre Nahrungs-Mittel sind die Früchte der Erde. Was Früchte der Erde vermögen, hat Bayern in dem französischen Revolutionskriege bewiesen. Welches weit grössere Land hätte von 1796 bis 1814 getragen, was dieses „Paradies der Wilden" getragen hat?

Worauf konnten nun die Diener der Kirche natürlicher angewiesen werden, als auf diese Früchte der Erde? — Warum aber Gott für sich den zehnten Theil gefordert (denn Er hat den Zehent für sich gefordert [48]) habe, darum dürfen wir Ihn, Dem Himmel und Erde gehören [49]), schwerlich fragen.

e) In der That ist auch der Naturalzehent selbst für den Geber die angemessenste Abgabe. Sie ist ganz mit dem Leben des Landbauers verwebt. Wie

48) „Omnes decimae terrae, sive de frugibus, sive de pomis arborum, Domini sunt, et illi sanctificantur." Lev. 27, 30.

49) Psalm. 88, 12.

es dem Zehentpflichtigen geht, so geht es auch dem Zehentberechtigten. Hat jener viel, so hat es auch dieser; hat jener nichts, so auch dieser. Des Zehentgebers und Zehentnehmers wegen bedarf es in Mißjahren, oder bei anderen Unglücksfällen nie einer Besichtigung. Wo nichts ist, da erhält auch der Pfarrer nichts.

Ganz anders ist es bei den Gilten, und noch weit mehr bei den Geldprästationen. Ist das Getreide abgeschnitten, in Garben gebunden, und, hier und da, auch untergebracht: so ist bei dem Zehente der Geber fertig. Nicht so ist es bei den Gilten, noch weniger bei dem Gelde. Wieviel muß der Bauer noch thun, bis er das Giltgetreid, bis er das Geld erhält!

Gesetzt nun: es würden alle Pfarrer im Lande, nach Ihrer Meinung, Verehrter Mann! mit fixen Besoldungen bedacht: so müßte das ganz natürlich aus den Berechnungen der bisherigen Naturalzehent-Prästationen entnommen werden. Der Bauer müßte nun ungefähr im Gelde leisten, was sonst in Natur. Würde so der Bauer nicht weit mehr mit Mühe und Sorge belastet? — vom Staate nichts zu sagen! Jetzt verwaltet sich der Pfarrer selbst, und verrichtet zu seinem und der Angehörigen Nutzen, was die Zehentpflichtigen dann größten Theils, oder ganz allein thun müßten.

Ich weiß, daß man den Naturalzehent in bestimmte (fixirte) Getreidprästationen umändern will. Die Zeit wird aber lehren, was die jetzt so sehr gepriesenen Zehentfixationen einst für ein Urtheil erhalten werden. Sie nehmen die Natur, wenn schon nicht den Namen, der Gilten an. Ich weiß, was man auf dem Lande

von so genannten Giltäckern hält; ich weiß, wie es mit den Giltabgaben geht; wobei sehr ernst zu bedenken, daß der Pfarrer, in der Regel, nicht so exekutiv verfahren kann und darf, als der Civilbeamte.

Vergesse man dabei ja nicht, daß Bayern ein Getreidland, eine Getreid-Fabrike, wenn ich so sagen darf, sey. Es giebt grosse Strecken Landes, z. B., die Strecke zwischen der Isar und dem Inne, von Landshut bis Alten-Oetting, hin nach Vilshofen und Passau, in welchen keine guten Schrannen sind. Wohin soll hier der Bauer, besonders der Ochsenbauer fahren? Man weiß, wie mühesam es mit den Steuern, und mit den Gilten, wenn diese öfter nach den Normal-Preisen mit Geld zu bezahlen sind, vielfältig geht.

Kurz! die Weisheit Gottes und seiner Kirche ist in dieser Hinsicht, (wie auch in allen anderen) noch nicht übertroffen worden! — Wenn es gilt: *Salus populi suprema lex esto:* so darf eine etwas mühesamere Verwaltung bei grösserem Wohle des Volkes, einer bequemeren Verwaltung bei grösserem Nachtheile des Volkes, nicht nachgesetzt werden. Gerade das wäre auch der Fall, wenn die herkömmlichen allbekannten Zehentprästationen in giltartige, oder steuerartige umgeändert wurden.

f) Oben sagte ich, daß mit der Oekonomie des Pfarrers der Naturalzehent verbunden seyn müsse. — Man scheint hier und da die Meinung zu haben, daß die Oekonomie des Pfarrers, nämlich sein Widdum, die Haupteinkunft von jenem ausmache. Dieses ist aber in der Regel durchaus nicht der Fall; und hier ist es, wo der Landbauer, und der

blosse Oekonomie-Pfarrer in Vergleichung gestellt werden müssen.

Ich setze, was, wie ich dargethan habe, gar leicht seyn kann, einen geschickten, guten, fleissigen Landmann mit einem Widdume für ungefähr vier Pferde; und einen Oekonomie-Pfarrer in gleichen Verhältnissen und Beschaffenheiten. Ich gebe sogar zu, daß der Pfarrer, weil er selbst nicht mitarbeiten kann, einen guten Knecht an seiner Stelle, also an der Stelle des Landmannes, habe. — Die Aufgabe des Landmannes ist: aus seinem Widdume so viel herauszubringen, daß er sich, sein Weib, seine Dienstbothen, sein Kind (soviel nehme ich an), seine Mähnat, und sein übriges Nutzvieh erhalte; seine Abgaben an die geistliche und weltliche Obrigkeit bezahle; für ein Paar Feste im Jahre einige Kreuzer, und endlich einen Nothpfenning habe.

Gemäß der geschehenen Annahme bringt der Oekonomie-Pfarrer das Nämliche hervor, hat das Nämliche zu besorgen; und Statt des Kindes des Landmannes wollen wir den Hauptknecht des Pfarrers setzen: so wird die Ungleichheit für Sorge und Ausgabe nicht mehr groß seyn.

Was der Landmann erübriget, ist gleichsam sein verdienter Lohn; und es ist nicht einzusehen, warum dieses nicht auch bei dem Oekonomie-Pfarrer seyn sollte. Wie groß aber diese Erübrigung bei jenem sey, davon wünschte ich, daß die Grossen der Erde auf dem Lande selbst, nicht aus Berichten rc. die wahre Einsicht nähmen und hätten. Dann würde sehr klar werden, wie groß diese Erübrigung bei den Pfarrern als Widdumsverwaltern sey.

Dieß ungefähr die Gleichheit zwischen dem Bauer, und blossen Oekonomie-Pfarrer! Nun auch der Unterschied! — Der Bauer ißt die Nahrung, welche ihm sein Feld erzeugt; er kleidet sich (so geschah es noch vor 30 — 40 Jahren) meistens mit seinen Erzeugnissen; und bedarf, etliche Lesebücher ausgenommen, sonst nichts, als was mit seiner Oekonomie in wesentlicher Verbindung steht. Das ist nun des Landmanns Geschäft, Sorge, Bedürfniß, der ganze Kreis seines eigentlichen Lebens. Ist dieses auch des Pfarrers ganzer Kreis? Wer kann, besonders in unserer Zeit, doch auch in jeder, an der Antwort zweifeln?

Bisher hat am Oekonomie-Pfarrer nur der Oekonom, der Bauer seine Bedürfnisse, seinen Lohn; aber noch nicht der Pfarrer, der Seelensorger, der Schulfreund, der Armenvater, der Gelehrte oder doch Gebildete, der Gastferund, der Staatsbeamte ꝛc. Wie viel dieses fordere, wenn auch Alles mässig gefordert wird, soll man doch dem verständigen Wahrheitsfreunde nicht sagen müssen! — Hier ist also die grosse Lücke von Bedürfnissen, die ausgefüllet werden muß, wenn es Seelen-Sorger, Pfarrer geben soll, welche der Kirche und dem Vaterlande Ehre machen. Und diese Lücke kann, wie ich gezeigt habe, durch nichts besser ausgefüllt werden, als durch den Naturalzehent. Dieser ist also erst das eigentliche Einkommen, die Sustentation des Oekonomie-Pfarrers als Pfarrers. Und hier ist der grosse Unterschied zwischen dem Oekonomie-Pfarrer und dem Landbauer.

g) Aber eben der Naturalzehent zeigt erst die wahre Nothwendigkeit der Oekonomie, d. i., eines

angemessenen Widdums für den Pfarrer. Die Pflicht des Naturalzehent=Gebers reicht, äusserst wenige Fälle ausgenommen, nicht weiter; als, bei dem grossen Zehente, bis das Getreid zum Einführen zubereitet ist; und bei dem Kleinzehente, bis die Früchte reif sind. Darum bedarf der Pfarrer des Dienstes der Menschen, und des Viehes, um seine Zehenten in seine Wohnung zu bringen. Nun müßte man denn doch in allen ökonomischen Sachen ganz unerfahren seyn, wenn man nicht wüßte: daß man weder Menschen, noch Vieh gerade nur für die Bedarfszeit haben könne, wenn man in der übrigen Zeit sie nicht haben will, oder kann; daß die ökonomischen Geräthschaften verderben, wenn sie nicht oft gebraucht werden. Um also Menschen und Vieh in der dringendsten Zeit, in der Erndte, bei dem Dreschen rc. haben zu können, muß auch in der übrigen Jahreszeit für deren Beschäftigung gesorgt werden. Und wie, ich bitte! soll dieses möglich seyn ohne Oekonomie, d. i., ohne Widdum?!

Den Zehent verpachten? O du dreimahl glückliches Verpachtungs=System! Wie glücklich hast du schon so viele Pfarrer, adelige Herrschaften, ja schon ganze Länder gemacht!! „Verpachten Sie nur Ihren Zehent einige Jahre, Herr Pfarrer! Wenn der Bauer weiß, Sie können sich nicht helfen; Sie haben nicht Wägen, Rosse, oder Ochsen, oft auch keine brauchbare Scheune zum Selbsteinbringen: so wollen wir sehen, wie es geht." „Fremde Hülfe? Fuhren pachten?" „Jene ist des Eigennutzens wegen kostbar, oft bitter genug. Diese besorgen vor Allem das Eigene; und reden Sie ein ernstes Wort über Schuldigkeit: so heißt es: Sie

können sich um einen anderen Fuhrmann umsehen." So spricht jeder Landmann, welcher seinen Pfarrer als wahren Pfarrvater noch ehret. Und er spricht nur zu wahr!

So offenbaret sich, daß der Naturalzehent nothwendig mit der Oekonomie des Pfarrers verbunden seyn; und diese, die übrigen, bereits angeführten, wohlthätigen Zwecke mitgerechnet, vorzüglich des Naturalzehents wegen daseyn müsse; daß die Oekonomie des Pfarrers theils nothwendig, theils sehr nützlich; keineswegs aber das Haupteinkommen des Pfarrers sey, oder seyn könne. Es hat also Jeremias Schwarzrock[50]) ganz natürlich recht, wenn er sagt: „Wenn einmahl den ökonomisirenden Geistlichen die (Natural-) Zehenten entrissen werden, so müssen die meisten ihre bisher geführten Oekonomien anlassen." Wenn Ein Hauptgrund der Nothwendigkeit der Oekonomie für den Pfarrer fällt: so fällt auch in so weit die Oekonomie.

h) Und Wer ist es denn, welcher die Naturalzehenten für die Cultur gar so gefährlich ausgiebt? — Wenn ich mein Vaterland, das ich so ziemlich kenne, sinnend betrachte; wenn ich in sein graues Alterthum, in die Mönchs- und Pfaffenherrschaft, wie man sagt, zurück mich finde: so kann ich darüber nicht genug staunen, wie dieses Bayern, besonders dieses Altbayern, ein solcher Getreidgarten hat werden

50) Rumf. Supp. S. 86 — 7. — Ich erlaube mir, Sie, Verehrter! zu bitten, noch einmahl zu lesen, was im Bezuge der Zehent-Aufhebung derselbe Jeremias sagt S. 66 — 8. ꝛc.

können, der es war, und noch ist: da doch die Naturalzehenten gegeben werden mußten, und vielleicht viel redlicher gegeben wurden, als seit einiger Zeit. — Ich sage: „der es war!" Denn unsere Zeit meint: Nie war so viel kultivirt, als jetzt! Und doch! auf wie vielen Burg-Gegenden ꝛc. war ich schon in diesem Vaterlande, wo einst die blühendste Cultur, allen verständlichen Spuren nach, muß gewesen seyn, und noch jetzt Wälder, Moore, Oede-Plätze ꝛc. sind. Was ist nicht schon um so manche ruinen-werdenden Klöster herum zu schauen! — Denn, wahrlich! wir sind in diesem Gegenstande nichts weniger, als so weit voran, wie vorgegeben wird. Sind es nun die Zehenten gewesen, welche alles Dieses gethan haben? Wer, der ein wenig tiefer in seinem bayerischen Vaterlande, und in dessen Verhältnissen zu den Um-Ländern zu Haus ist, soll die wahren Ursachen hievon nicht kennen?! —

Practisch, d. i., auf dem Felde, dann in verschiedenen andern gesellschaftlichen Verhältnissen habe ich mich durch mehr als Ein Dezennium überzeugt, wer denn Die seyen, welche vorzugsweise den Zehent nicht gerne geben, hierin Betrug und Diebstahl ausüben, und mitschreien über die Schädlichkeit des Zehents für die Cultur. Es sind die Menschen gewesen ohne inneren ächten Werth, ohne wahre Tugend und Gottesfurcht; voll Eigennutz und Neid; und, wie meistens, voll Haß und Groll gegen die Geistlichkeit: also Menschen ohne reellen Werth. Dagegen habe ich mehrere Arme kennen gelernt, welche am redlichsten ihre Zehentgabe dargereicht

hatten, und beinahe traurig wurden, wenn man ihre Gabe ihnen schenkte; indem sie meinten, ihr Weniges sey vielleicht zu gering, zu schlecht.

Die Zehentfeinde waren also größten Theils Menschen, welche, auch in den besseren Fällen, die Cultur der Erde für das Höchste hielten; eine höhere Cultur nicht kannten, nicht verstanden, noch weniger selbst besassen: wahre Welt-Menschen. Es waren Menschen, welchen die wahre Cultur des Geistes und Herzens, und deren Pflege, schon darum nicht begreiflich war, weil das ganze Wesen dieser Cultur nur dem Verstande und Gewissen erkenntlich ist: obgleich die ersten drei Bitten des Vater-Unsers, welches für diese Menschen freilich etwas zu gemein ist, und nicht thaler-haft klingt, sie eines Bessern belehren hätten können.

So war also auch in der neuesten Zeit die Ursache, daß man den Zehent nicht, wenigstens nicht gerne geben wollte, Das, was einst: „Discessit devotio Dei," der Mangel ächter Religion: wahrlich! ein Grund, der wenig ehrwürdig ist.

i) Sie, Verehrungswürdiger Mann! sagen §. 56. S. 41., „die gänzliche Steuerbefreiung kann...... für die Pfarrer nicht angesprochen werden." — Ueber die wahre Steuer des Pfarrers, wie des Staatsbeamten, habe ich meine Meinung bereits [51]) geoffenbaret. Daß der Staatsorganismus gegenwärtig so beschaffen; daß auch ein grosser Theil der öffentlichen Meinung (des Zeitgeistes) von der Art sey, daß eine Abhülfe

---

51) Oben, S 29. ff. — S. 40.

jetzt, oder sehr bald nicht zu erwarten sey, daß begreife ich sehr gut. Ich bin auch nicht der Meinung, daß hierin, auch bei sehr gutem Willen, sobald wesentlich geholfen werde. Wäre unser theueres Vaterland allein es, das in dieser Angelegenheit die wichtigen Schritte gethan hat: gewiß! es würde bald anders werden. Allein die europäischen Angelegenheitn und Verhältnisse sind von solcher Art, daß ein entgegengesetzter wichtiger Schritt sobald nicht zu erwarten ist.

Wie vor etlichen dreißig Jahren Jeder um den Ruhm eines Philosophen zu kommen Gefahr lief, welcher Kant's Kritik nicht gelesen, in ihrer Sprache gesprochen und geschrieben hatte; obgleich es damahls Männer gab, welche der Sache sehr gut auf ihren Grund sahen, und dieses auch freimüthig sagten: so ist jetzt, wie man ebenfalls meint, Niemand Aufgeklärter, Niemand Politiker, Niemand Philanthrop, als der, welcher die „liberalen Ideen" im Sinne führt, nur davon spricht und schreibt, und in ihren Geiste handelt; obgleich es auch jetzt Männer, und allerdings gewichtige, giebt, welche der Sache nur zu gut auf ihren Grund schauen, der Wahrheit mehr als, auf Eine Art Zeugniß geben, und — einst als die Richtigsehenden werden erkannt und gerühmt werden. Commenta delet dies. Jetzt, und wahrscheinlich länger noch, liegt aber hierin der wichtige Grund, daß sobald die bezeichnete Hülfe nicht zu erwarten steht.

Der künftigen nothwendigen Abhülfe wegen; und wenigstens um auch hier zu zeigen, wo die Noth der Geistlichen, der Pfarrer liege, muß ich mir noch weiter erlauben, Einiges zu äussern.

Die Zehenten sind die Steuer der regirten Kirchen = Mitglieder an diese Kirche, demnach ihr wahres Einkommen. Wie dieses Einkommen einst getheilt und verwendet worden ist, das ist bekannt. Die neuere Zeit hat diese Theile Jedem in's Besondere zugewiesen, so, daß die Kirchen ihre eigenen Rechte und Güter; und die Beamten der Kirche, ihre Diener, ihre eigenen Rechte und Güter haben. Bei den Kirchen ist das Bewegliche, und von den Umständen der Zeit mehr Abhängende, größten Theils in mehr Unbewegliches umgeändert worden. In ausserordentlichen Fällen müssen jedoch die Diener der Kirche dieser aus dem Großzehente Beiträge machen. Aus ihrem Antheile müssen sie sich selbst, das Ihrige, und besonders noch ihre Wohnungen erhalten, unter hoher Verantwortlichkeit an die hohen Kirchenregenten. Die Diener der Kirche, kurz! die Pfarrer haben also aus ihrer jährlichen Zeheneinnahme in der That sehr Vieles zu besorgen und zu bestreiten, was sie bestreiten müssen.

Wie die Kirche sich von jeher der Armen (der wahrhaft Armen, welche nicht immer die gewöhnlichen Bettler sind, die öfter nicht unbedeutende Kapitalien auf Zinsen, nicht selten unter fremdem Namen, liegen haben rc.), der öffentlichen, und der geheimen schaamhaften, angenommen [52]), und aus den Einkünften einst für sie einen eigenen Theil bestimmt hatte: so sind diese Armen noch immer ein Theil (pars haereditatis) der Fürsorge des Pfarrers. — Man mag

52) *S. Greg. M.* Lib, 11. Ep. 34. Tom. II. Col. 1117 — 8. Ed. cit.

nun vom Geize der Pfarrer sagen, was man will: ich weiß gewiß, daß so mancher Pfarrer für einen Geizhals galt; daß aber nach dessen Absterben gefunden worden ist, wie sehr die Welt sich an ihm geirret habe. — Auch diese Abgabe ist eine freiwillig-nothwendige.

Wahrlich, wahrlich! die Steuer (der Zehent), welche der Pfarrer genießt, ist nicht schlecht besteuert!!

Gesetzt nun aber auch, der Staat befinde sich in der wahren Nothwendigkeit, zu den Einkünften der Kirche um Beiträge seine Zuflucht zu nehmen: so versteht sich doch wohl von selbst, daß diese Beiträge nach Billigkeit veranschlagt werden sollen. Man kann nicht umhin, von der früheren Zeit im Bezuge auf die Dezimationssteuer eine sehr ehrwürdige Billigkeit zu rühmen. Möchte doch von der späteren Zeit das Nämliche ganz gelten! — Ich muß Ihnen aber, Verehrter Mann! offen gestehen, daß ich im eigenen Kreise Fälle kennen gelernt habe, worin das Dominikalsteuer Quantum beinahe die Hälfte des ganzen Zehentwerthes ausgemacht hat.

Wir wollen aber jetzt annehmen, der Zehent soll wirklich förmlich besteuert seyn: so kann er doch nie so hoch besteuert werden, als das nämliche Getreid, welches nicht Zehent ist. Den wenige Zehentgarben haben, wenn sie in die Scheuer gebracht worden sind, die nämliche Menge Getreides in sich, als die übrigen Nicht-Zehentgarben. Das kömmt daher: Die Nicht-Zehentgarben bleiben meistens in den Reihen liegen, in welchen sie zusammengetragen und gebunden worden sind, und werden von da auf den Wagen geladen. Die Zehentgarben dagegen werden ausgeworfen, von

den Zehentträgern hin- und hergeschleppt, und bei der Ablage, wegen der Art, die Garben am Zehentstabe zu tragen, meistens etwas senkrecht, auf die Aehren gestürzt. Nur der, welcher das Einsammeln der Feldfrüchte nie gesehen hat, kann nicht wissen, wie viel durch dieses Geschäft am Getreide, und gerade vom beßten, verloren gehe. Auf jedem Halmfelde kennt man die Plätze, worauf gesammelter Zehent lag, sehr leicht aus dem reichlichen Wachsthume der ausgefallenen Körner. Das alles weiß denn auch jeder nur ein wenig aufmerksame Zehentherr.

Ferner muß auch der fleissigste Zehentsammler oft so manchen Zehenthaufen längere Zeit liegen lassen, und so den verschiedenen Zufällen der Witterung, und den Beschädigungen des Muthwillens und der Bosheit ausgesetzt seyn lassen.

Es giebt viele Pfarreien, deren Zehent sehr entfernt ist; oder, auch näher, wegen Schwierigkeit des Weges und anderen widrigen Verhältnissen, nicht nach Haus gebracht werden kann. Hiedurch verliert der wahre Werth eines Zehents z. B. von 100 fl. gar oft die Hälfte des Werthes. Denn die Pächter kennen nur zu gut die Lage des Zehentherrn, und benützen sie trefflich zum eigenen Vortheile.

Was alle Gattungen des Kleinzehents, des, in neuerer Zeit, bestrittenen und unbestrittenen, betrifft, so ist gewiß, daß nur derjenige von einigem Werthe ist, welcher in der Nähe des Pfarrers, und auf einzelnen grossen Feldern sich befindet. Sind nicht beide Fälle vorhanden: so sind die Einbringungskösten, auch bei fleissigen Arbeitern, und sorgsamer Aufsicht, dem

reellen Werthe des Zehents gleich. Das sage ich nicht aus Vermuthungen und Combinationen, sondern aus mehrjährigen eigenen und fremden Erfahrungen.

So zeigt sich also durchgehends ein geringerer Werth des grossen oder Haupt = Zehents, und dann des kleinen, im Vergleiche der nämlichen Früchte, auf den nämlichen Plätzen, die Nicht = Zehent sind.

Soll es nun nicht begreiflich seyn, daß, wenn der Zehent wirklich besteuert wird, er es unmöglich in dem Maße und Anschlage werden kann, in welchem das übrige Getreide; die übrige Frucht, auf dem nämlichen Platze, wenn auch noch so gerecht und billig, besteuert wird?

Setzen wir: Eine Pfarrgemeinde hätte 600 Tagwerke Feld, neuerer Messung; sie baue 200 Tagwerke mit Winterrogen an; und erhalte im Durchschnitte 300 Schober Getreide: so wäre der Zehent 30 Schober. Gesetzt, der Schober des Nicht = Zehentgetreides gebe 18 halbe Metzen: so wäre der Ertrag des Zehents, nach dieser Rechnung 45 Schäffel. Allein der Zehentherr wird in den meisten Fällen finden, daß er nur 33 Schäffel 9 halbe Metzen habe. Denn man darf im Durchschnitte annehmen, daß der Zehent = Schober Roggen ungefähr um drei halbe Metzen weniger gebe, als der Nicht = Zehentschober. Gesetzt nun, der Werth des Zehents würde auf die angeführten Grundlagen berechnet: welche Mißgriffe würden sich da vorfinden!

Dem Pfarrer steht es nicht frei, wegen angefochtenen Zehentrechten, wozu es in der neuern Zeit Gelegenheit genug giebt, keine Prozesse zu führen. Er

weiß, was er seinem Bischofe eidlich versprochen hat. Welche Kosten sind hiefür oft aufzuwenden! Ich kenne, unter mehrern, den Zehentprozeß eines Pfarrers, wobei der Zehent in den guten Jahren ungefähr 1 fl. 30 kr. Werth hat. Der Pfarrer, welcher den Prozeß seinem, kirchlichen Eide nach, führen mußte, gewann zwar den Prozeß; aber mit welchen Resultaten? — Der Prozeß kostete mehr als 130 fl., welches Kapital erst in 86 Jahren von der jährlichen Zehentrente, vorausgesetzt, daß der Grund jährlich angebaut wird, vergütet wird; wobei in diesen Jahren die Kosten-Summe ganz verloren geht. — Was that aber der verlierende Zehentpflichtige? Er änderte den Zehentgrund in eine Lage um, in welcher nach den bestehenden Lokalobservanzen kein Zehent abgereicht werden darf. Was sagen Sie, Lieber Mann! hiezu? Wäre es nicht begreiflich, wenn mancher Pfarrer lieber Alles duldete, ehe er sich in Prozesse einließe? Ist er noch über dieses arm, so muß er wohl dulden; aber die aufhabende Pflicht macht ihm Gemüthsunruhe, welche ihm sein Leben, ja auch sein Sterben verbittert! — Sollte dieses keine höhere Würdigung verdienen?

k) Nicht Sie, Ehrwürdiger Mann! doch hier und da Jemand könnte fragen: Ob denn über diese und ähnliche Beschaffenheiten des Zehents, über dessen Besteuerung ꝛc. keine wahrheitgemässen Vorstellungen höheren Orts von Geistlichen gemacht worden seyen? — Nicht Ihnen also, sondern einem solchen Jemand gehört die folgende Antwort: Es sind über die wahre Beschaffenheit des Zehents, über dessen Besteuerung, wie überhaupt über die ökonomische oder finanzielle Lage der Geistlichkeit durch Schrift und Druck viele

und mancherlei Vorstellungen gemacht worden; der Erfolg war aber grossentheils gering, oder keiner.

Denn es war allerdings vorauszusehen, solche Vorstellungen würden von Seite der Geistlichkeit folgen, dafür geschah Vorsehung; man drückte sich aus: Es sey System, davon könne sich kein Verständiger ausnehmen, wie man auch Niemanden ausnehmen könne. Es bestand ein auffallendes Mißtrauen darüber: die Geistlichkeit werde und wolle in diesen Angelegenheiten die reine Wahrheit nicht sagen. — Viele Geistliche hatten auch den Muth nicht, die Wahrheit offen hinzustellen. Es war auch gesorgt worden, diesen Muth in Zaum zu halten. So wurde z. B., der Verfasser der „Vorarbeit zu den neuesten Fassionen der katholischen Geistlichkeit ꝛc.," ein sehr ehrwürdiger, um Kirche und Vaterland sehr verdienter, übrigens wenig bemittelter Mann, um eine namhafte Summe (50 Reichsthaler, wenn ich nicht irre) gestraft; zu deren Bezahlung er einen bedeutenden Theil seines Liebsten, einer vortrefflichen Bibliothek, verkaufen mußte, wie man hintennach erfahren hat. Denn im Augenblicke hatten ihm seine Mitbrüder die Bezahlung der Strafe freiwillig angetragen; er aber aus einem ehrenden Grunde nicht angenommen. — Selbst um den Namen des Mannes offiziell zu wissen, wurden freundschaftliche Privatgespräche mißbraucht.

Dieses und Aehnliches benahm so Manchem den Muth, seine gerechten Klagen laut werden zu lassen. Dulden, die Noth werden, und anwachsen lassen, war nun das Schicksal; aber auch das Herabsinken der Geistlichkeit; Scheue vor dem Stande; Furcht in den=

selben zu treten; und eine, wahrhaftig nicht beneidenswerthe Lage, in der wir uns größten Theils noch befinden, der Kirche und dem Vaterlande gewiß sehr schädlich, — waren die nothwendige Folge.

l) Und nun die Hülfe für den Pfarrer als Zehentherrn? Sie ergiebt sich aus dem allgemein und besonders Angeführten. Sie besteht nicht in der Aufhebung des Naturalzehents und in einer dafür substituirten Geldbesoldung; nicht in der Zehentfixirung: sondern in der ungestörten Verabreichung des Naturalzehents.

Damit aber diese Verabreichung geschehe, und ungestört sey, sind folgende Bedingungen zu erfüllen: *a*) Anerkennung der absoluten Nothwendigkeit der christlichen Religion, also auch ihrer Diener; *b*) also auch der Nothwendigkeit, diese Diener zu unterhalten; wozu, nach dem Muster der Verordnungen Gottes, in der Kirche der Naturalzehent die älteste, natürlichste und zweckmässigste Art ist; *c*) Beförderung der hohen Achtung der christlichen Religion, und deßwegen ihrer Diener; *d*) Aufhebung des Bestrebens, die Zehentabgabe als ungerecht und schädlich darzustellen: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist[53]); *e*) Handhabung dieses Rechtes, und Vertheidigung gegen neidische, muthwillige und boshafte Verletzungen dieses Rechtes, und seines Gebrauches; *f*) Abnahme, und vor der Hand Ermässigung der Steuer auf den Zehent; g) überhaupt ein viel grösseres Vertrauen

---

53) Matth. 22, 17 — 22.

auf die Geistlichen, welches, wenn mich nicht Alles trügt von diesen reichlich vergolten wird werden.

23. *d.* Die Lage des Pfarrers bei seinem Pfarr=Antritte.

Der Antritt einer Pfarrei ist, die Sache im ganzen Umfange betrachtet, immer eine sehr ernste Sache. Sie hat viel Aehnlichkeit mit Dem, wenn ein junger lediger Mann ein Anwesen übernehmen, selbst Herr und Regent werden, und noch dazu heirathen muß; jedoch mit dem bedeutenden Unterschiede, daß der neue Pfarrer beinahe immer allein alles leisten muß; während der junge Mann hierin eine Gehülfin hat, welche zur Einrichtung einen mehr oder weniger grossen Theil mitbringt.

Dieser Wichtigkeit wegen dürfte die Lage des Geistlichen bei dem Antritte einer Pfarrei mehrseitig betrachtet werden. Sie soll betrachtet werden von Seite *a*) der gewöhnlichen Gesinnung des Geistlichen, welcher zum ersten Mahle Pfarrer wird; *b*) der Bedürfnisse für jede, besonders für eine Oekonomie=Pfarrei; *c*) der Mittel diese Bedürfnisse zu befriedigen nach der bestehenden Art der Vakaturen der Pfarreien, und der Zeitigkeit der Beförderung zu diesen.

a) Ein Sprichwort sagt ungefähr: Es ist etwas Anderes, wenn man in den Schuhen eines Anderen steht, als wenn man diese Schuhe nur sieht. Und wenn dieses je gilt: so gilt es ganz gewiß bei vielen von jenen Geistlichen, welche das erste Mahl eine Pfarrei erhalten. Man darf nur so bisweilen die nichtbepfarrten Geistlichen, ausser und in der Seelsorge,

sprechen hören; und man wird, wie auch nicht selten bei nicht — begüterten ledigen Laien, die wundersamsten Dinge hören können. „Wenn ich einmahl Pfarrer werde," sagte einst Jemand, „so halte ich mir ein Paar Mutterschweine, und ein Paar Kühe. Von jenen müssen Köchin und Magd leben, von diesen ich selbst." Wie gegründet eine solche Meinung sey, sieht doch jeder Taglöhner ein, welcher im gleichen Falle des Besitzthumes sich befindet.

Diese und ähnliche Meinungen (wahre Vorurtheile) der unbepfarrten Geistlichkeit haben schon oft mancherlei Nachtheile theils für die übrigen Pfarrer, theils für diese Geistlichkeit selbst zur Folge gehabt. Als Hausgenossen der Pfarrer sehen sie mehr als Andere. Sprechen sie nun in verschiedenen Gesellschaften von den Erträgnissen einer Pfarrei: so geben sie, ihrem eigenen Glauben nach, die wahren Einkünfte und Erträgnisse einer Pfarrei meistens viel höher an, als die Sache in der That ist. Denn auch sie sehen meistens nur das Einkommen; wissen aber ganz natürlich, oder kümmern sich nicht viel um die hunderterlei Ausgaben. Die Zuhörer meinen dann: der „Herr" müsse es wohl wissen, er sehe es ja; und befestigen dann ihren ohnehin übertriebenen Glauben in dieser Angelegenheit noch weit mehr. So entstehen dann Vorurtheil, die in weitlaufendem Bezuge schädlich seyn können, und es in der That schon oft gewesen sind.

Solche Geistliche sind, bei ihrer Meinung, in ihren Forderungen gegen ihre Pfarrer vielfältig kecker; hier und da einer beinahe brutal; aber sie selbst sind größten Theils die am meisten Betrogenen. Denn eben aus

ihren Meinungen folgt ein leichter, kühner Sinn, jede Pfarrei übernehmen und besorgen zu können. Müßten sie auch Schulden machen: die Erträgnisse der Pfarrei (in ihrem Sinne nämlich) würden die Schulden bald abzahlen.

Fehlgeschossen, Euere Hochwürden! das Ding ist ganz anders, wenn Sie wirklich Pfarrer werden. Zuerst kommen die weltlichen, dann die geistlichen Taxen, von denen jene meistens, diese nicht selten — nicht aus den Schuhen des Pfarrers schauend bemessen worden sind; — weiter die Installationen; hernach, ja oft viel früher noch die Gratulationen; und noch allerlei Etcätera; und damit ist, und heißt man Pfarrer.

Nun soll man essen auf eigenem Herde, trinken auf eigene Anschaffung, schlafen auf eigene Kosten. O, wie viel fordert schon das! Aber es will an gar kein Ende kommen! Eine Lytanei von Handwerkern und Künstlern werden Euere Hochwürden sich zusammenschreiben können, wenn sie wollen. Unter lauter Anschaffen, und Kaufen, und Bestellen vergeht nun einige Zeit. „In meinem Leben hätt' ich's nicht geglaubt, daß ein so kleines Anwesen, eine so kleine Pfarrei so viele Auslagen, so viel Geld fordere; beinahe alles Ersparte ist dahin; und hab' noch so viele Conti's zu bezahlen: und noch ist kein Einkommen da!" Ist's möglich, Hochwürden Herr Pfarrer! daß Sie jetzt schon so sprechen? Wie ganz anders klang Ihre Sprache noch vor einem halben Jahre! — Nun, freilich, haben Sie noch wenig Einkünfte; aber auch diese werden kommen, und Sie werden finden, daß es mit den zwei Mutterschweinen, und mit den zwei Kühen, wie mit dem goldenen Ueber-

schuße eine Richtigkeit habe, die Ihnen angst und bange machen wird.

Doch, lassen Sie erst Schneedruck, Reife, Frost, Hagel, Nässe, Dürre, Schneckenfraß, ungünstige Heu- und Getreid-Aerndten kommen! Lassen Sie Wagen und Pflug brechen; Pferde, Ochsen und Kühe durch Unfälle verlieren; — etwa zum Ueberflusse noch Krieg entstehen; jahrelange Quartiere werden; übergrosse Lieferungen fordern; denken Sie sich, oder die Ihrigen einige Monate krank; rechnen Sie ein wenig in- und ausserhäuslichen Betrug dazu: ach, wie arg ist das Alles; wie wenig, wie gering lag es in Ihrer Berechnung! — Doch ich will Euere Hochwürden nicht zu weit führen; wir stehen noch immer bei dem Pfarrantritte, und gewiß wünsche ich am wenigsten, daß alle diese argen Dinge wahr werden; ob ich sie gleich sehr gut kenne. — Nicht wahr! hätten Sie, wie Sie sagen, dieses alles gewußt, Sie würden sich ganz anders vorgesehen haben? Denn

b) allerdings sind die Bedürfnisse jeder Pfarrei, besonders aber einer Oekonomie-Pfarrei nicht klein. Ich erlaube mir, noch einmahl auf die Schrift „die rumfordische Suppenanstalt [54])" hinzuweisen. Da jedoch in ihr kein Oekonomie-Pfarrer, sondern ein neuorganisirter; auch eben kein neuangehender, sondern ein bereits nothdürftig eingerichteter gemeint ist: so muß ich schon noch Einiges von den Bedürfnissen eines neuen Pfarrers für die Behauptung seiner Pfarrei anführen. Zur etwas bequemeren Uebersicht stelle ich das Nöthigste auf einer (anliegenden) Tabelle zu-

54) Oben, S. 28.

sammen. Und ob ich gleich weiß, daß erfahrenen Männern alles dieses bekannt ist: so dürfte doch selbst diesen die Zusammenstellung nicht unwillkommen seyn. Ich war in verschiedener Eigenschaft bei mehreren Ausräumungen von grösseren und kleineren Pfarrhöfen durch die Lizitationen; und habe nicht Einmahl den sehr richtigen Ausruf auch solcher Männer vernommen: „Sollte man es doch nicht glauben, wie viel in einem solchen Pfarrhofe stecke!" — Die äusseren Herren Beamten kennen das nun größten Theils auch sehr gut: aber . . . . . ! Und dem jungen Klerus wird es nicht schaden, wenn er auch in diesem ABC ein wenig, ja öfter sich umsieht.

c) Beschauen wir nun die Mittel der jüngeren Geistlichkeit, diese Bedürfnisse zu befriedigen, bei der bestehenden Art der Vakaturen, und bei der Zeitigkeit der Beförderung zu diesen!

Nach der noch immer dauernden Art der Vakaturen der Pfarreien werden die Pfarrhöfe, selbst bis auf die Nägel an den Wänden, rein ausgeleert. Ein zum ersten Mahl gewordener Pfarrer hat also schlechterdings nichts, als die leere Wohnung; wobei ich voraussetze (was aber öfter nicht der Fall ist), daß diese so gut sey, als man billig erwarten kann.

Der seit mehreren Jahren grosse und fühlbare Mangel der Geistlichen; dann auch die Ordnung der Pfarrei-Verleihungen, hat die Nothwendigkeit herbeigeführt, daß die so genannten Concurrenten-Pfarreien seit einiger Zeit an Geistliche verliehen werden mußten, welche erst 6 — 8 Jahre im Stande des Klerus, und in der Seelsorge waren.

Jezt überlegen wir nur ein wenig, was in unserem Vaterlande seit der Aufhebung aller Klöster; seit der Verarmung des Bürger- und Bauern-Standes; seit der Einführung der neuen, und mehrmahle wechselnden, und noch nicht bestehenden, Schul- und Studien-Plane; seit der Einführung des Honorars auf den Universitäten; seit den grossen, ja übermässigen Forderungen an den Geistlichen, das Studiren gekostet habe, und noch koste: so muß es ja handgreiflich seyn, daß der gewordene junge Geistliche der neueren Zeit nicht nur Nichts von einem Patrimonium, Nichts von Geschwisterten und Anverwandten weiter besitze, oder zu hoffen habe; sondern daß ihn vielmehr Schulden drücken. Diese abzuzahlen muß um so mehr sein erstes Bemühen seyn, da ganz natürlich sein Credit noch weit schlechter ist, als jener der Pfarrer. Wenn nun der junge Geistliche über dieses noch einige Bücher sich kauft, nothdürftig sich kleidet; Armen, Kranken, Schulkindern ein wenig spendet; in seiner Diözese einige Mahle wandert; die Concurs-Angelegenheiten besorgt: wieviel wird ihm nun jährlich noch übrig bleiben? Viel sage ich, ja zuviel, wenn ich sage: jährlich hundert Gulden! Nun wird er im sechsten oder siebenten Jahre seines Priesterthums Pfarrer; besitzt also höchstens 600 Gulden, und eine geringe Einrichtung an Kleidungsstücken, etwa ein Bett, einen Tisch, ein Paar Sessel, mit einigen Büchern. Wie wenig ist das Alles zur Befriedigung so vieler Bedürfnisse und Ausgaben! Wäre es wohl, menschlicher Weise gesprochen, bei so manchem Geistlichen, welcher die ihm übertragene Pfarrei rekusiren nicht darf, oder doch nicht will, wenn er

sich nach und nach in's Gedränge hineingezogen sieht, ein Wunder, wenn er höchst mißmuthig würde, wenn er seinen Stand verwünschte?! Im Gedränge der Bedürfnisse sucht er nun überall Hülfe, und findet sie, wenn er sie findet, oft auf einem Platze, auf welchem sie gefunden zu haben er in späteren Tagen bitter verwünschen muß. Daraus kommen dann Uebel, welche für den Stand des Geistlichen höchst nachtheilig wirken; und wo wahr wird, was das gemeine Sprichwort sagt: „Gestorben, und verdorben!"

Und nun die Abhülfe? — Sie liegt auch hier in den Ursachen des Uebels angedeutet. — Vor Allem muß der junge Geistliche über seine möglichen und wirklichen Vorurtheile wegen des grossen goldenen Einkommens der Pfarreien richtig belehret und besorgt werden. Dieses ist keine der geringsten Pflichten der Vorstände der geistlichen Institute; wobei freilich zu wünschen ist, daß es selbst diesen Vorständen nicht an Erfahrung aus dem wirklichen Leben fehle. Denn sind diese erhabenen Institute nicht zugleich eine Vorschule für das wirkliche Leben des Geistlichen in dieser und ähnlichen Hinsichten: so werden sehr oft jene Mißgriffe und Uebel entstehen, von welchen der ältere Landklerus, leider! so oft Zeuge seyn muß.

Kömmt der junge Geistliche in das wirkliche Seelsorger-Leben: so ist es ihm gewiß sehr dienlich, wenn er etwas mehr, als seit längerer Zeit, sich an seinen Pfarrer anschließt, ihn als Freund und Vater behandelt, und nicht als einen lästigen Obern; damit dieser an seinem Hülfsgeistlichen nicht einen Quäler, sondern einen herzlichen Theilnehmer finde. Dann wird sich

auch das Gemüth dieses Oberen öffnen, und wird ihn über alle Pfarrverhältnisse richtig belehren. Hätte bisher mancher erfahrungsreiche Pfarrer seinen Gehülfen nach Wahrheit belehren wollen: so würde jener nicht selten als Geizhals, oder sonst als ein schmutziger Mann verrufen worden seyn. Schweigen und Dulden war auch in diesem Bezuge gar oft das traurige Loos manches Pfarrers; einer der wichtigen Mit=Gründe der Pfarrmutationen, und der Scheue, solche Pfarreien (gewöhnlich grössere) zu übernehmen, bei welchen Hülfsgeistliche zu halten sind. Dieses Alles brachte aber weder für die ältere, noch für die jüngere Geistlichkeit Nutzen, desto mehr Schaden. Hier und da gieng auch in Erfüllung: „Mit dem Maße 2c."

Die Bedürfnisse bleiben in allen Zeiten für einen neuen Pfarrer, so ziemlich die nämlichen. Hierin ist also wenig zu ändern. Aber mehr anerkannt müssen diese Bedürfnisse werden; und dann wird und kann aus diesem Anerkennen Berücksichtigung, und aus der Berücksichtigung, auch höheren Orts, Erleichterung folgen.

Ich muß mich also an die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse wenden, und hier die Frage wiederholen: Wie ist zu helfen?

Im Allgemeinen habe ich das auch hieher Gehörige oben [55]) ausgesprochen, und erlaube mir, Sie, Verehrungswürdiger Mann! daran zu erinnern. Hier also nur noch einige Zusätze!

Die Dauer der Vakaturen der Pfarreien hat seit einiger Zeit größten Theils Abkürzung erhalten. Dieses

55) Oben, 46 — 8.

ist ein, mit Dank anzuerkennender, grosser Schritt zur Möglichkeit einer grossen Abhülfe. Denn wenn diese Vakaturen nicht lang dauern, so fällt auch die Nothwendigkeit der Ausleerungen der Pfarrhöfe hinweg; und so wird es möglich, daß bald die Verlassenschaften verstorbener Pfarrer wieder so behandelt werden können, wie ich oben [56]) bemerkt habe. Geschähe aber Letzteres: so wäre einem anstehenden Pfarrer sehr geholfen. Und selbst bei Vakaturen durch Versetzung würde der abgehende Pfarrer, der wüßte, auf seiner neuen Pfarrei könne er ohnehin alles Bedürftige finden, seinem Nachfolger ganz gewiß gern um billige Abfindung zurücklassen; denn auch auf ihn selbst warte Billigkeit; zugleich erspare er die Licitations- und Transportkösten; auch passe nicht alles so gut für den neuen, als für den gegenwärtigen Platz: sehr wichtige Dinge, welche von der älteren Zeit richtig erkannt, und sehr vortheilhaft geübt worden sind. — Bedärfe man dieses Umstandes wegen künftig weniger: so wäre dieses ganz gewiß schon eine Abhülfe.

Schwieriger wird die Lösung der Aufgabe, wenn gefragt wird: Wie kann der jüngere Geistliche für den zukünftigen Pfarrantritt zu grösseren Mitteln kommen?

Ein zweckmässiges Sparen ist allerdings eine Bedingung für den jungen Geistlichen. Hiezu gehört auch eine Vorsorge für jene Gegenstände, welche bei dem Antritte einer Pfarrei so nothwendig sind, als: Leinwand, Bettbarchent rc. Darum soll jüngeren Geist-

---

56) Oben 47 — 8.

lichen die so genannte Flachskollectur weder benommen, noch erschweret werden. Es steht ja die Gabe Jedermann frei; und der Geistliche theilt dabei selbst wieder Geschenke aus. — Nun gehört freilich auch dazu, daß nicht, ohne besondere Ursache, zu schnelle Versetzungen der Hülfsgeistlichen in der Diözese Statt finden; denn sonst würden die Reisekösten den Profit des Ersparten bald aufzehren.

Wenn der Mangel der Geistlichen wieder kleiner wird, also diese in der Regel etwas später Pfarrer werden (was auch der so nöthigen Erfahrungen, und einer gewissen Politur wegen, nicht ohne Grund gewünscht wird): so ist es für sich selbst schon eher möglich, daß sich die jungen Geistlichen mehr ersparen. — Und auch damit wäre wieder in Etwas geholfen.

Und nun liegt mir ein grosses Hülfsmittel am Herzen, worüber ich gerne — nicht reden möchte, und doch reden muß, weil ich es nun einmahl unternommen habe zu reden. Es sind die Studien, ihre Zeit, ihr Umfang, und die dadurch seit längerer Zeit verursachten grossen Kosten.

Halten Sie mir, Verehrtester Mann! es doch noch einmahl zu Gutem, wenn ich sage: ich spreche in dieser Angelegenheit als ein alter Praktikus. Mir ist, wie Einem in dem theuern Bayerlande, mein Vaterland, mein König, meine Regierung, meine Kirche; mir ist das Volk, in dessen Mitte ich bin, lieb und theuer. Lang und oft sinne ich Dem nach, was sein, und seiner noch immer kräftigen Jugend, der Zukünftigen Mannschaft, Beßtes sey. Mit Muth habe ich mich einst selbst an's Werk der Bildung gemacht; kam bald

in den Strom der Revolutionen im vaterländischen Erziehungswesen; und, wahrlich! fruchtlos habe ich mich nicht abgemüht. Ich glaube, aus Erfahrung und Denken, wenigstens ziemlich gut zu wissen, was fromme, was zum Verderben führe. Mit welcher Begierde und Freude ergriff ich den neuesten Plan für diese hochwichtige Angelegenheit!!

Kaum stehen wir noch da, wo wir stehen müssen!

Diesen Ausspruch zu rechtfertigen, und anzudeuten, wie die Studienzeit in der sehr kostspieligen Art abgekürzt werden könne, erlaube ich mir, über die Grundlagen der Bildungs-, der Studien-Plane Einiges zu äussern; denn eine weitere Entwicklung liegt ausser dem Kreise dieses Schreibens.

Alle menschliche Bildung hienieden hat nur Ein letztes Ziel. Es ist einleuchtend, einfach, und doch noch sehr verkannt.

Gemäß den Vermuthungen der älteren bessern Philosophen, eines Sokrates, Plato; und gemäß den bestimmtesten Offenbarungen des Schöpfers der Welt und des Menschen ist gegenwärtig das wahre letzte Ziel des Menschen ein Etwas, welches der Mensch in dessen Vollkommenheit besaß; aber durch einen Mißgriff verloren hat. Es ist also des Menschen wahres, einziges und letztes Ziel (hienieden) eine verlorne Sache, welche er wieder finden, wieder erlangen soll.

Dieses Verlieren, und dieses Wiedererwerben des Verlornen, hat in die Menschheit eine grosse Veränderung gebracht. Ganz anders würde das Menschen-

geschlecht gelebt, und gewirkt haben ohne diesen Mißgriff, ohne diesen Verlurst. Ganz anders lebt es durch diesen Mißgriff, und in diesem Verlurste. Ganz anders muß es leben und wirken, um die Folgen und Wirkungen des Mißgriffes, das Elend und Verderben dieses Lebens, wegzubringen, und das Verlorne wieder zu erlangen. Ganz anders wird das Menschengeschlecht leben, wenn es von dem Elende und Verderben befreiet seyn, wenn es das Verlorne wieder erlangt haben wird.

Diese gut zu unterscheidenden Punkte sind hochwichtig, und verdienen die höchste ernsteste Betrachtung.

Es ist nur Ein Mißgriff, durch welchen das Menschengeschlecht sein Etwas, seine Herrlichkeit verloren hat; und es ist nur Ein Elend (auf dem ganzen Erdenrunde überall einheimisch), das es sich dadurch zugezogen hat. Und so ist nur Ein Mittel, und Ein Weg, das Verlorne wieder zu erwerben.

Wie also im gegenwärtigen Leben nur Ein letztes Ziel ist; so ist auch nur Ein Mittel, und Ein Weg; und alle drei sind deßwegen schlechterdings allgemein.

Von dem Einen letzten Ziele hienieden geht Alles aus; in es kehrt Alles zurück.

Jeder Mensch, keinen ausgenommen, hat die natürliche, in seinem Herzen liegende, Aufgabe, dieses Eine letzte Ziel zu erreichen; also auch die Aufgabe, das Eine Mittel hiezu zu gebrauchen, den Einen Weg zu gehen.

Das Wesen des Bildens jedes Menschen hienieden ist daher: die Leitung und Zurichtung ei-

nes jeden Menschen, daß er sein letztes Ziel kenne, mit ganzer Seele nach ihm strebe, das Eine Mittel hiezu gebrauche, den Einen Weg zu ihm gehe. Ist er in diesen Zustand gesetzt, und bleibt er in ihm: so ist er, der Mensch, gebildet.

Es ist aber nie zu vergessen, daß kein Mensch das Ganze, das Vollendete jetzt schon erreiche. Was er thut und gebraucht; wozu er sich macht, wenn es rechterdings zugeht, das ist nur Vorbereitung, ist nur Laufen und Ringen, ist selbst nur Mittel und Weg zum Höchsten. Erst jenseits liegt die Vollendung, die Umgestaltung; sie ist allein durch Gott möglich, und kann nur durch Ihn allein verwirklicht werden; kurz! die vollendete Bildung erhält der Mensch erst jenseits durch Gott.

Unsere philosophische Zeit aber, wenn sie schon auch von einem Jenseits, von einer Ewigkeit spricht, hält doch diesen wichtigsten der wichtigen Gedanken nicht fest; hienieden steckt sie das höchste und letzte Ziel aus; welches durch die Menschheit, ich weiß nicht wann, erreicht werden soll. Und das alles will diese Zeit, größten Theils ohne die christliche Religion, durch „das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung" erreichen. Daher denn allerlei Charten, deren Grundsatz Freiheit, ich weiß nicht welche, seyn soll. Diese Zeit baut sich Tempel und Altäre, um sich dadurch zu verewigen, und läßt darauf vergötternden Opferrauch sich anzünden. Aber eben diese Zeit, über Athens und Palmyras Ruinen schrei-

tend, sollte doch wissen, wie trüglich ihr Streben und Thun sey.

Obgleich nun Ein letztes Ziel, Ein Mittel, Ein Weg ist, und diese drei schlechterdings allgemein sind; so sind doch verschiedene Geschäfte, dieses Eine Ziel zu erreichen; wie der hl. Paulus in der herrlichen ersten Epistel zu den Corinthern sagt [57]): „Es sind Verschiedenheiten unter den Gnadengaben, aber doch Ein und der nämliche Herr; Verschiedenheiten der Wirkungen, aber nur Ein und der nämliche Gott." — Wir haben nämlich verschiedene Stände in der Menschheit: den Bauernstand, den Handwerksstand, den Stand der Kaufmannschaft, den Stand des Transportes zu Land und Wasser, den Stand des Militärs für das Innere und Aeussere eines Volkes, den Stand der höheren Künste, den Stand der Wissenschaften; und im Allgemeinen den Stand der Führer und der Geführten, oder den Stand der Regenten und Regierten.

Wie nun schon ursprünglich Jedes Individuum durch sich und durch das Ganze vom Schöpfer bestimmt, und darum Zusammenhang und Wechselwirkung Aller ist; wie kein Mensch nur für sich, bloß zum eigenen Nachtheile, sondern auch für Andere, zu deren Nachtheile bös ist: so ist auch im Bezuge auf das letzte Ziel jeder Mensch nicht bloß für sich beaufgabt, sondern auch für Andere, ein Mittel zu dessen Erreichung zu seyn. Darum ist jeder einzelne Stand ebenfalls ein grösseres oder kleineres Glied des grossen Leibes der Menschheit, welcher in der ihm eig-

---

57) 1. Cor. 12, 4 — 6.

nen Weise zur Erreichung des Einen und allgemeinen Zieles der Menschheit beiträgt. Ja so gar die Nationen haben ihren eigenen Charakter, ihre besondere Geschicklichkeit, und meistens auch ihre eigene Lage, um mit den übrigen Nationen das Eine letzte Ziel der Menschheit zu erreichen.

Es hat darum, wie jedes einzelne Glied im menschlichen Leibe, wie jeder einzelne Mensch, so jeder Stand, ja selbst jede Nation, einen eigenen Organismus, der aber durch den Einen Organismus des Einen Ganzen der Menschheit bestimmt ist, und hingegen zu ihm paßt; und, wenn schon im Sinne des eigenen Organismus wirkend, doch auch in dem Einen Sinne des Ganzen der Menschheit wirkt.

Jeder Mensch wirkt also für sich, wirkt für seinen Stand, wirkt für seine Nation, wirkt für die ganze Menschheit. Jeder Mensch steht also im Organismus der Menschheit, der Nation, des Standes, des Individuums; doch greift alles so ineinander, daß das richtige Wirken des Einen zugleich ein Wirken für alles Uebrige ist.

Diese Grundzüge nun müssen jeder Organisation im Menschengeschlechte vorleuchten; müssen jeder Organisation der Menschenbildung, also auch jedem Schul- und Studien-Plane einverleibt werden; doch auf die eigene erforderliche Weise.

Die Studien-Anstalten des Vaterlandes, wie sie seit einigen Jahrhunderten sind, umfassen zunächst den Stand der Regierenden im weitesten Sinne.

Dieses ist also ihr Besonderes, das ihnen Eigenthümliche.

Dieses Besondere ist aber da des allgemeinen, oder des Einen Zieles der Menschheit wegen, und nicht umgekehrt. Das allgemeine oder Eine Ziel der Menschheit ist also das Hauptziel der Studienanstalten. Und um dieses Hauptziel zu erreichen, giebt es einen Stand der Regierenden; also einen Organismus dieses Standes; also eine Auswahl der Menschen für diesen Stand; also auch eine Leitung und Bildung der Ausgewählten für diesen Stand; also auch einen Organismus dieser Leitung und Bildung, welcher ist Studienanstalt, Studienplan.

Die Anstalten oder Plane der Studien im Allgemeinen sind also zu bestimmen: *a*) aus dem Einen allgemeinen Ziele der Menschheit; *b*) aus dem besonderen Ziele des Regierens der Menschheit, wobei *c*) das Nationelle, und *d*) mehr Individuelle durchaus nicht aus dem Auge gelassen werden darf; *e*) aus den Ziele oder der Natur des Leitens und Bildens.

Wer alles dieses festhält und überdenkt, dem wird vielleicht schwindeln vor der Grösse, und vor dem Umfange der Aufgabe: *a*) den rechten Studienplan zu verfassen *b*) ihn auf mehreren Plätzen des Vaterlandes durch Studienanstalten auszuführen.

Die Schul-Anstalten umfassen dagegen theils die ganze Menschheit, ehe sie noch in Regierende und Regierte sich abtheilt, und damit auch allerdings die

Jenigen, welche (später) Regierende werden; theils, wenn die Welt in Regierende und Regierte sich absondert, die Regierten, oder sogenannten niederen Stände der Nation oder des Vaterlandes.

Die Absicht dieser Aeusserungen hier gestattet mir nicht, bei den letzteren; sondern nur bei den erstern noch ein wenig stehen zu bleiben.

Die Plane und Anstalten der Studien haben nach dem allgemeinen Ziele der Menschheit, ihr besonderes eigenthümliches Ziel in's Aug zu fassen, die Regenten.

Das Ziel der Regenten (ich meine Jeden, welcher regiert, er führe dann einen Namen, welchen immer) ist, erstens für sich selbst, als Mensch, und als Regent, das Eine letzte Ziel der Menschheit zu erreichen; dann als Regent die ihm Zugegebenen, Jedes für sich, und jedes als Glied der Nation, des Standes, im Zusammenhange mit der Nation, mit den übrigen Ständen, zu dem Einen Ziele der Menschheit zu führen.

Im Bezuge auf das Erste stehen alle Regierenden unter dem Einen unsichtbaren höchsten Regenten, unter Gott, unter allen seinen Anordnungen, unter der Nothwendigkeit des Gebrauches des Einen Mittels und Weges, das Eine Ziel der Menschheit zu erreichen. Aber als Regenten, also im Bezuge auf das Zweite, hat eigentlich kein Regent Etwas über sich, er ist sofern nie Regierter.

Der Regierende muß sich daher selbst zum Einem Ziele der Menschheit führen. Er muß also von selbst thun Das, wozu er die Uebrigen, ihm

Anvertrauten zu führen hat. Der Regent muß also der Vernünftigste, Edelste, Gerechteste, der Beßte seyn. Wäre er das nicht, so fiele er in die Nothwendigkeit des Regiertwerdens. Wer wird ihn aber Regieren? — Schlechte Regenten haben die unnatürliche Nothwendigkeit herzugeführt, daß die Regierten den Regenten regieren wollten, und auch regierten. So lehret alle Geschichte; obgleich bekannt, und Oben [58]) gezeigt worden ist, daß es hievon noch andere wichtige Ursachen gebe. Damit der Regierende die ihm Untergeordneten zum Einen Ziele durch die verschiedenen Mittelziele führe, bedarf er *a*) Kenntnisse, *b*) Macht, *c*) Kunst zum Ausführen der Kenntnisse, zum Regieren nach deren Vorschrift.

Da alles dieses von erstaunlichem Umfange ist, so theilet sich der Stand der Regierenden in die drei grossen Stände, welche es *aa*) mit den Kenntnissen (Wissenschaften), *bb*) mit der Macht, *cc*) mit der Kunst zu thun haben.

Die wirkliche Beschaffenheit des menschlichen Geschlechtes, und dieser Welt; dann die Natur des letzten Zieles der Menschheit; und die aus diesem Allen hervorgehende Unzulänglichkeit aller menschlichen Wissenschaft, Macht und Kunst, hat nothwendig und wirklich gemacht: die 1) göttliche Kenntniß (Offenbarung), 2) die göttliche Macht, 3) die göttliche Kunst. Darum theilt sich der Regierende Stand in seinen drei Hauptästen in den *A*) göttlichen oder kirchlichen, in *B*) den weltlichen oder

58) S. 8 — 9.

Civil=Stand. Gott gab zwar allen nöthigen Aufschluß, alle nöthige Macht, und alle nöthigen Mittel; was aber in der Menschheit Kraft liegt, das überließ Er ihr, wie dem Paulus [59]) ihr sagend: „Sufficit tibi gratia mea."

Durch die göttliche, kirchliche Regierung ist also die weltliche nicht aufgehoben; und beide sollen für sich das Ihrige thun, und einander wechselseitig unterstützen, was ohnehin in der Natur von beiden liegt.

In dem Studienplane lauft also das Allgemeine der Bildung überhaupt; dann das Besondere des Regierens im Allgemeinen das ganze System durch; doch tritt zur bestimmten Zeit die Absonderung in das Besondere ein.

Das richtige Fortführen des Allgemeinen, und das Absondern des Besondern allenthalben richtig zu bestimmen, ist das Meisterstück des Systemes der Bildung, also auch des Studien-Planes.

Der Bearbeiter des wahren Systemes der Bildung der Regierenden, also des Studienplanes, muß sich also vor Allem folgende Fragen vorlegen:

1. Welche Bildung braucht jeder Mensch?
2. Welche Bildung bedarf der Regierende Stand?
3. Welche Bildung bedarf der regierende Stand *a*) der Wissenschaften, *b*) der Macht, oder eigentlichen Regenten, *c*) der Kunst?
4. Welche Bildung bedarf jeder dieser Stände, in wie fern er *a*) das Göttliche, *b*) das Weltliche, bloß Menschliche in sich faßt?

---

59) 2. Cor. 12, 9.

Jede dieser Fragen führt die weitern wichtigen Fragen bei sich:

1. Wie weit soll die allgemeine Bildung überhaupt?
2. Wie weit die besondere Bildung der Regierenden, im Allgemeinen fortgeführt werden.
3. Wann soll die Absonderung zur jeder besonderen Bildung geschehen?

Hier haben wir es mit dem kirchlichen, mit dem Priester-Stande zu thun. Die Anwendung des Angeführten auf diesen Stand ist leicht, aber auch eben so nothwendig.

Fasse ich nun, nach diesen geschehenen Andeutungen, unsern Schulplan, und besonders unsere Studienplane, den neuesten mit eingerechnet, in's Aug: so bildet sich von selbst das Urtheil.

a) Vor allem wird vermißt die deutliche bestimmte Angabe des wahren Einen letzten Zweckes der ganzen Menschheit. Dieser ist: Einst, jenseits ein vollkommener, herrlicher, seliger Mensch zu werden, durch das Christenthum, und durch alles, was hienieden wahrhaft gut ist [60]).

b) Es wird vermißt die bestimmte Angabe oder Berücksichtigung des Nationellen, der Stände, ihres wesentlichen Verhältnisses zu den übrigen Ständen, und zum Einen Ziele der Menschheit.

c) Vermißt wird die bestimmte Hervorhebung und Ausscheidung des Allgemeinen und des Besondern.

---

60) Rom. 8. — Tit. 2, 11 — 14.

d) Dagegen zeigt sich eine Ausdehnung, vielmehr eine Auflösung des Besondern in das Allgemeine; — eine Huldigung dem Geiste der Zeit, von Freiheit und Gleichheit immer sprechend. Denn dieser mit seinen Gesellen verlangt, daß jedem Menschen gestattet werde, im Reiche der Wissenschaften und Künste launenhaft herum zu vagiren, Reisenden gleich, die in Post= und Eil=Wägen die Welt durchrennen, und am Ende ihrer Reise kaum mehr die Namen der durchreiseten Ortschaften, ganz gewiß das Geringste, wissen. Was erhalten wir aber an solchen Wissenschafts=Vagabunden? Sprecher, Wind — Wind — Wind ......, im beßten Falle jene In omnibus aliquid, in toto nihil, zu deutsch, Taugenichtse, sich und anderen zur Last, zum Schaden.

e) Vornemlich, und ziemlich allgemein, zeigt sich eine zu geringe Bewirkung des Wesentlichsten, der Kenntnisse, und eine zu grosse Bewirkung der Kenntniß=Bezeichnung, der Sprache; und dabei doch eine unbegreiflich geringe Berücksichtigung der für uns lebendigsten Sprache, der Deutschen, als wollte man das Vaterland, über das sich Viele lustig machen, auch hierin herabwürdigen. Die Gräcomanisten sollten doch von den Griechen vor allem gelernt haben, das Vaterland, und dessen Sprache zu lieben, also auch auszubilden! War es in Rom anders? Cicero sagt das in hundert Stellen [61]).

---

61) Z. B. Acad. Quaest. L. I. c. 1 — 3. — De fin. bon. et mal. L. I. c. 1 — 4. — Tusc. quaest. L. I. c. 1 — 4. De off. L. I. c. 1 — 2.

Alles Sprachen-Studium ist ein langweiliges, marterndes, wenn es nicht in Verbindung mit dem Erwerben der Kenntnisse, und zwar ursprünglich aus Anschauung, später aus Selbstdenken, wie immer möglich, verbunden ist. Die Dinge soll die Jugend kennen lernen, und dazu den Namen, die Bezeichnung, die Sprache. Noch immer will man nicht fassen und festhalten, was die Alten, was ein J. Amos Comenius[62]), ein H. Pestalozzi[63]), und Viele mit und nach ihnen wollten, und sagten. Noch immer herrscht das grosse Vorurtheil, als seyen die Sprachen der Schlüssel zu den Sachkenntnissen; und scheint nicht zu kennen das innere Wesen, und die Bedingungen, unter welchen allein durch Sprache-Kenntnisse, und welche, erworben werden können[64]). Durch dieses Alles wird nun bewirkt, daß das Sprachen-Studium verlängert werden muß; wodurch sich demnach auch die Kosten des Studierens bedeutend vermehren.

Wird nun die Natur des Studierens richtiger gefaßt, und in das Leben geführt (wozu aber so

---

62) „Orbis sensualium pictus.“ Er sagt die wahren merkwürdigen Worte: „*Sensualia recte praesententur sensibus*, ne capi non possint. Dico, et alta voce repeto, hoc . . . esse fundamentum: quia nec agere, nec loqui sapienter possumus, nisi prius omnia . . . . recte intelligamus.“ Praefat. Ed. *Norib.* 1724. 8.

63) „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Bern und Zürich 1801. 8. vorzüglich S. 1 — 48.

64) S. „Versuch einer Bestimmung der wahren Natur des Catechismus ꝛc.“ Ingolst. 1827. S. 43 — 50.

mancher unserer heutigen Philologen [65]) schwerlich der Mann seyn dürfte); wird die wahre Natur des Studien-Planes, sein Allgemeines, und sein Besonderes deutlich und fest gehalten: so wird das ganze Studiengeschäft sehr erleichtert, abgekürzt, und doch sehr gut gemacht. Und wie dadurch allen Uebrigen geholfen wird, so wird auch dem Geistlichen geholfen werden.

Diese Forderung der Abkürzung und Erleichterung der Studien, und damit der Kosten, wird nun nicht bloß durch die Natur der Sache selbst, sondern auch noch anders woher gemacht.

Dem Menschenkenner, besonders erfahrnen Lehrern und Seelsorgern, ist nicht unbekannt, daß die vorzüglicheren Talente (und diese sind es größten Theils, welche auszuwählen sind) weder sehr vielfältig, noch eben nur in gewissen Ständen, oder bei dem Reichthume gefunden werden; sondern daß Gott sie in allerlei Volk vertheilt habe, und noch vertheile. Wie oft findet sich in Städten, und vorzüglich auf dem Lande, in armen, aber kinderreichen, schlichten Familien ein Talent, auf welches der Kenner und Finder mit Wohlgefallen schaut. Aber seit langer Zeit gesellte sich zum freudigen Funde der traurige Schmerz, dem schönen Talente nicht forthelfen zu können. Einst suchten Geistliche, Beamte, treffliche Schulmeister, solche Talente heraus; halfen den armen Wichten auf,

---

65) S. *Quinctiliani* opera, Edit. Bip. Vol. I. c. 1. p. 12. „De paedagogis etc.“ — *Cicero* de Or. I. 5. „Est . . scientia comprehendenda rerum plurimarum, sine qua verborum volubilitas inanis, atque irridenda est.“

und brachten sie in Klöster-Seminarien, Studenten-Seminarien, auf Musik-Chöre, als Famuluse von Adeligen, und besonders als Instructoren unter; und das Weitere gab sich. Die Hand, welche dieses schrieb, gehörte auch einem solchen armen Wichte! Ach, das Alles ist dahin! Und der neueste Studienplan [66]) hat diesen Armen den Instructions-Dienst, als Sustentations-Beitrag, beinahe noch vollends genommen. O Du mein Vaterland!!

Ein gemeines Sprichwort sagt zwar: „Die Brennneßel, welche brennen will, brennt bei Zeiten.“ Wer kann aber behaupten, daß sie, wie früher, im siebenten, oder jetzt im achten Jahre schon brenne? Oefter kann dieses der Fall seyn [67]); aber gewiß nicht immer, und vielfältig bei jenen nicht, welche sich später in den ernsten tiefgehenden Wissenschaften auszeichnen. Darum scheint mir das achte Jahr, als Norm der Auswahl oder Absonderung, zu frühe, vielleicht um zwei Jahre, gesetzt zu seyn. Zwei Jahre könnten aber für den von Studien-Anstalten Entfernteren jetzt ein Ersparniß von 500 — 600 fl. seyn.

Ich weiß nun, daß gestattet ist, lateinische Schulen selbst in kleineren Ortschaften zu errichten. Ich erlaube mir aber zu fragen: Womit? Wo sind die Ortschaften, welche keine Gemeindeschulden hatten, oder noch haben? Wo die Gemeinden, welche nicht grossen Theils erarmt sind? Wer weiß nicht, welche jährliche Lasten den Gemeinden aufgebürdet sind, von welchen

66) S. 15. §. 38. — 16. §§. 40. 41.

67) Quinctilian a. a. O. pag. 13. 14.

sie in frühern Zeiten wenig, oder nichts wußten? Und wenn es auch hier und da Menschen giebt, welche zu solchen Zwecken Stiftungen machen könnten, auch möchten: wer giebt das Vertrauen, diese Stiftungen zu machen; nachdem man in der schrecklichen Zerstörungswuth alles gethan hat, dieses Vertrauen zu zerknicken?!

„Kloster-Seminarien?" — fordern zuerst Klöster. O, wie wohlthätig, mehr, als das grössere Publikum glaubt, waren sie einst! — Auch der beßte der Könige kann nicht Alles, was im erhabenen Herzen liegt!

Sinne ich hin und her: so fällt mir doch vor der Hand wenig ein, was da helfen mag; nur die Geistlichkeit selbst ist noch übrig. Sie ist, ich weiß es, in vielen ihrer Mitglieder bereitet, hier, wie einst, zu wirken; die besseren Talente, wo sie sind, auszuwählen, sie zu entwickeln, zu bilden, zu unterstützen; doch unter den Bedingungen: daß ihr, der Geistlichkeit, nicht neuerdings dafür die verschiedenen Tribulationen werden; daß man ihr auch Etwas übrig lasse, um es für diesen schönen Zweck zu verwenden [68]); daß man, wenn solche Zöglinge sich den öffentlichen Schulen anreihen, bei den vorzunehmenden Prüfungen nach dem Wesen des genossenen Privatunterrichtes forsche, und das Individuelle dieses Unterrichtes, welches

68) Schreiber Dieses hat in Zeit von 8 Jahren als Student von seinem würdigen Pfarrer, und von dessen Gehülfen, am Gelde und Geldes-Werthe wenigstens hundert Gulden genossen; und er war doch bei weitem nicht der Einzige, welcher so genossen hat.

ganz gewiß jeder Pädagog hat, weniger berücksichtige; daß die Zahl der Unterrichtsbücher möglichst beschränkt werde, diese nicht alle 3 — 4 Jahre verändert, nicht beständig aus dem Auslande um theueres Geld geholet, sondern im Inlande besorgt werden, was ohne viele Schwierigkeit, zu allseitigem Vortheile, durch den K. Schulfonds = Bücherverlag, geschehen kann; daß in den Ferien den armen Studenten gestattet werde, sich Beiträge bei Wohlthätern im Vaterlande zu sammeln, wozu sich von selbst der Zweck des Reisens, Bekanntschaft mit dem Vaterlande, und mit seinen verschiedenen Merkwürdigkeiten, fügt, eine jedem jungen Menschen sehr zu empfehlende Sache! daß es, endlich, dem armen Talentvollen erleichtert werde, seine dürftige Nahrung in den Orten der Studienanstalten zu finden. Ist gleich dieses Alles eine beschwerliche und demüthigende Angelegenheit für den Studenten; so ist sie doch keine schändliche, ja, sie ist eine mehrseitig nützliche. Der arme talentvolle Studiosus muß fleissig, sittlich, bescheiden, sparsam, dankbar seyn, muß sich auszeichnen, nicht bloß, weil es die Sache selbst so mitbringt, sondern auch, weil jeder Wohlthäter nur an Würdige seine Gabe reichen will, und gar oft nachfragt, wie „sein Student" sich aufführe. Das weiß ich, wie viele Hunderte mit mir, aus eigener Erfahrung.

Getrost überlasse ich dem Urtheile des Verständigen: ob es sich für die *Artes liberales* zieme, von deren Zöglingen gewisse Vortheile zu entnehmen, z. B. Siegelgelder; wie man es heisse, wenn — nicht schlecht

bezahlte Lehrer noch Honorar gestatten, verlangen, und sich bezahlen lassen, und ob es mit dem vielsagenden Namen Professor sich vereinige, eine solche Art Gewerbe mit der „Wissenschaft" zu führen. — Ganz gewiß liegt aber in diesen Sachen eine grosse Kostspieligkeit der Studien, wovon die frühere Zeit, wahrlich! sehr wenig gewußt hat.

Wird nun auch, Ehrwürdiger Mann! dieses alles über die Studien Geäusserte, im Bezuge auf die Geistlichkeit, gewürdigt: so bin ich gewiß, daß hieraus eine grosse Erleichterung, bedeutende Ersparniß, und so die Möglichkeit hervorgehen werde, künftig mit grösserer Leichtigkeit die Pfarreien anzutreten.

Es gebe noch einige Hülfsmittel, im Bezuge auf den leichteren Antritt der Pfarreien, z. B. die Resignationen der Pfarreien an Würdige, mit allerhöchster Genehmigung der Kirchen- und Civil-Regierung; dann die Anlehen aus Kirchen-Kapitalien. Allein dieser letztern Hülfe tritt eine andere Lage des Geistlichen, des Pfarrers entgegen:

24. e. Sein Mangel des Kredits.

Sie haben, Verehrtester Mann! diese Angelegenheit selbst zur Sprache gebracht [69]). Das Meinige soll nur Zusatz und Bestättigung des Ihrigen, und eine Aeusserung, wie hierin zu helfen, seyn.

Ich finde vornämlich drei Ursachen des Entstehens des Mangels des Kredits der Geistlichkeit, im Vergleiche mit der früheren Zeit. Denn kaum darf bemerkt werden, daß ein Geistlicher solchen Kredit

---

69) §. 6, S. 8.

weder habe, noch bedürfe, als ein Mann, welcher freies Eigenthum besitzt, und mancherlei Geschäfte, oft auch versuchsweise, zu führen hat.

a) Die erste Ursache dieses Kreditmangels ist die nun mehrjährige Erfahrung, daß sich die wenigsten Geistlichen auf ihren Pfarreien etwas ersparen können; indem sie, was die That beweiset, mehrfach überbürdet sind. Wie sollen nun sie auch nur mässige Interessen, ich will nicht sagen, Kapitalien, bezahlen können?

Ich kenne, z. B., eine Pfarrei, welche im Durchschnitte jährlich ungefähr 600 fl. Einkünfte hat, wenn sie gleich um 200 fl. höher fatirt ist. Einst gab sie 15 fl. Dezimations-Steuer; hatte aber dagegen das Privilegium des Aufschlags- und Mauth-Ersatzes, welches jährlich auf beiläufig 24 fl. angesetzt worden ist, und der Pfarrei wirklich zu Gutem kam. Andern von den vielen jetzt gewöhnlichen Lasten hatte sie gar nicht. Die Dezimations-Steuer wurde also durch das Privilegium nicht nur vergütet, sondern es giengen der Pfarrei noch 9 fl. zu Gutem. In der neueren Zeit hat diese Pfarrei das Privilegium zu 24 fl. verloren; zahlt dagegen an Steuern über 60 fl.; und hat zu diesem noch alle gewöhnlichen Lasten zu tragen. Dagegen sind noch andere Uebel, darunter die Erarmung der Pfarrangehörigen, hinzugekommen.

Wie es nun hier ist, so ist es, mutatis mutandis, bei gar vielen Pfarreien. Wer kann hier Schulden bezahlen? Und wie soll sich der Kredit des Pfarrers erhalten?

b) Die zweite Ursache des Kreditmangels ist die öftere Mutation der Pfarrer auf den Pfarreien. Seitdem es Concurrenten-Pfarreien giebt, herrscht die, wenn schon nicht immer gegründete, Meinung: jede solcher Pfarreien sey eine geringe, schlechte, die von einem anderen Geistlichen nicht gesucht wird, sondern von den Concurrenten, besonders jenen zweiter und dritter Klasse, angenommen werden muß. Diese Meinung bewirkt nun meistens in dem Concurrenten-Pfarrer den Vorsatz: „ich halte meine zwei Jahre aus, dann gehe ich wieder.“ Dieses geschieht denn auch in der That, so wie es nur immer möglich ist. Allein die erhaltene zweite Pfarrei ist nicht immer besser; und darum wird auch hier wieder weiter gesucht. Dieses sehen und wissen denn seit einiger Zeit die Leute ganz gut. Da denkt und sagt nun so Mancher: „ich wollte meinem Herrn Pfarrer gern aus seiner Geldverlegenheit helfen; aber mitten darin geht er davon; und dann ist es oft ganz schwer, wieder zu meinem Gelde zu kommen.“ Und dieses ist, oft bei dem beßten Willen eines abziehenden Pfarrers, nicht immer unrichtig. Was Wunder also, wenn auch so der Kredit der Geistlichen gefallen ist!

c) Eine der wichtigsten Ursachen des berührten Mangels des Kredits der Pfarrer ist das neue Hypotheken-Gesetz. Wenn je etwas dem geistlichen Stande des Vaterlandes wehe gethan hat: so ist es dieses Gesetz, wie es ist. — Hat der Stand der Geistlichkeit ohnedieß kein anderes Eigenthum, als seine Einrichtung, wie man sie nennt, und das von seinem jährlichen Einkommen Ersparte; ist er deßwegen,

bürgerlich die Sache genommen, ohnehin in weniger günstigen Verhältnissen: so soll ihn, die Sache unpartheiisch betrachtet, das Gesetz vielmehr in Schutz nehmen, als ihm noch wehe thun.

Ein besonderer Fall belehrte uns erst jüngst: daß die Bezahlung, respektive die Schuld selbst für die Baufälle, allen anderen Schulden nachstehen müsse; daß also diese Baufälle der Pfarreien, im Vergleiche mit den übrigen Schuldnern, keine Hypothek haben. — Und doch ist dieses Baufallswesen eine Sache der Kirchenangelegenheiten, also eine öffentliche, und in so fern nicht eine Privatsache. Wenn der Staat in seinen Angelegenheiten bei Schulden, die erste Hypothek, wie billig, hat: warum soll denn die Kirche die letzte Hypothek haben? — Wie verwickelt wird nun eine solche Lage?! Ein Pfarrer hat, z. B., während seines Lebens mehr verbaut, als das jährliche Postulat an ihn ist. Er ist längere Zeit krank, kann seine Geschäfte nicht mehr führen, und stirbt endlich. Leicht zeigen sich wieder einige Baufälle. Wie es aber bei Baufallschätzungen oft gehe, wer weiß das nicht? Man will, man muß Baufälle finden! Gesetzt, es finden sich, so oder anders, nicht unbedeutende: ehe diese bezahlt werden, greifen die Schuldner vor, absorbiren die, ohnehin mehrseitig angesprochene, Baarschaft; für die Baufalls-Summe, z. B., von 1,000 fl. fällt nichts mehr aus: Wer haftet nun für die Baufälle? Wer wendet sie? Der Nachfolger ist rechtlich dazu nicht verpflichtet; vom Nachlasse des verpflichteten Vorfahrers ist weiter nichts übrig. — Ohne

weitere Auseinandersetzung ist einleuchtend, wie fatal eine solche Lage sey!

Einst, ich weiß es sehr gut, halfen die Kirchen mit ihren Kapitalien dem neu antretenden Pfarrer. Und wenn denn auch hier und da diese Kirchen in einigen Verlurst kamen: so erlaube ich mir doch zu fragen: ob selbe in der neueren Zeit, und bei dem Hypothekenwesen, da man Kirchengelder den Geistlichen leihen nicht durfte, zu keinem solchen Verlurste mehr kamen? Und ich erlaube mir, weiter zu fragen: ob denn Jemand einen billigeren Anspruch auf solche Kapitalien habe, als eben die Geistlichkeit, welche um diese Kirchen ganz gewiß nicht die geringsten Verdienste hat?

Die Abhülfe für den Mangel des Kredits der Geistlichkeit ist angedeutet in den drei angegebenen Ursachen; und es zeigt sich hier, wie auch anderswo, daß Ein Heilsmittel mehreren, oder complicirten Krankheiten und Uebeln zugleich abhelfen könne. Erleichterung der Ueberbürdung der Geistlichkeit; Einschränkung der Pfarrpermutationen [70]); gerechte und billige Berücksichtigung bei dem Hy-

70) Ich erlaube mir noch zu bemerken: 1) Daß es Concurse, oder Prüfungen über die Fähigkeit und Würdigkeit der Pfarr-Candidaten gebe, besonders nach neu angeordneter Art, wer wird dagegen etwas haben? Dabei kann und soll es also bleiben. 2) Dürfte es aber vielleicht nicht gerathener seyn, die Wahl der Pfarreien den geprüften und fähig gefundenen Candidaten selbst zu überlassen? Der Mensch macht bekanntlich einen bedeutenden Unterschied zwischen dem Muß, und zwischen der Selbstwahle. So war es einst, und Vielem wurde damit vorgebeugt.

pothekengesetze, sind hier die vorzüglicheren Hülfsmittel.

25. *f.* Die Lage des Pfarrers bei seinem Pfarrabtritte; — dann im Bezuge des Privilegiums des gefreiten Gerichtsstandes.

Ich betrachte die Lage des Pfarrers im Bezuge auf seinen Abtritt von einer Pfarrei entweder *a*) in seinem Leben, durch die Erlangung einer anderen Pfarrei; *b*) oder durch seinen Tod. Zuerst von jenem!

a) Es ist zwar nicht unrichtig, daß es auch im Klerus Männer gebe, welche beinahe mit nichts zufrieden sind, uneingedenk des Horazischen: „Qui fit, Maecenas, ut nemo, quam sibi sortem seu ratio dederit, seu fors objecerit, illa contentus vivat?“ [71])—; aber eben so wenig unrichtig ist es, daß mancher Pfarrer schlechterdings durch seine nothvolle peinigende Lage genöthiget wird, seine Pfarrei zu verlassen, und eine erleichternde zu suchen, um nicht vollends an den Quälungen leiblichen und geistigen Elendes zu Grund zu gehen. Und dieses sind nicht selten Männer, welche im Bezuge auf ihre verschiedenen Pflichten eher zu viel, als zu wenig gethan haben.

Wenn nun eine bedrängte Lage die Ursache des Abtrittes ist: so läßt sich leicht vermuthen, daß unter diesen Bedrängnissen auch Geldverlegenheiten seyen. Du lieber Himmel! zu welchen traurigen, erniedrigenden, schrecklichen Auftritten ist es nicht bloß deßwegen mit abtretenden Pfarrern schon gekommen!

---

71) Sat. I. 1. 1 — 3.

Nicht minder haben die Baufallschätzungen die sonderbarsten Erscheinungen gezeigt. Die Bauverständigen, obgleich ihre Werke nicht selten eine nicht gar grosse Bauverständigkeit zu erkennen geben, erscheinen dabei mit einer Amtsmiene, daß diese für einen Minister vielleicht zu groß und wichtig wäre. Das „den Pfaffen will ich schon bekommen" übt nun seinen ganzen Einfluß aus; und wie es da gehe, ist leicht begreiflich.

Es geschieht auch mitunter, daß ein Nachfolger in der Pfarrei seinen Vorgänger wie einen Feind betrachtet, gegen den man operiren müsse, wie es sich gegen den Feind ziemt.

Oder es findet sich, daß einem Nachfolger nichts recht, nichts gefällig ist, was der abtretende Vorgänger nach beßter Absicht und Einsicht gethan hat.

Diese Feindseligkeit in den Nachfolgern kömmt aber nicht immer aus ihnen selbst, sondern nicht selten aus Verleumdungen der Pfarrangehörigen, besonders der schlechteren, welche durch den nun abgehenden Pfarrer früher pflichtmässige Erinnerungen, Korrektionen, Strafe empfunden, oder den eingebildeten Vortheil nicht gefunden haben. Es ist in der That beinahe zum Erstaunen, und ein ausgezeichneter Beweis des berüchtigten Weltdankes, wie gegen einen solchen Pfarrer, oft den beßten Freund und Wohlthäter seiner Gemeinde, beinahe Alles feindselig auftritt.

Freilich kömmt jezt öfter der traurige Fall, daß der Nachfolger auf einer Pfarrei eben so arm, so bedrängt ist, als der abtretende Pfarrer; nur mit dem Unterschiede, daß diesem weniger geglaubt wird, als jenem. Was da machen?

Selbst diese Bemerkung habe ich von mehreren Pfarrern vernommen, welche schon einmahl den Wanderstab ergriffen haben: daß höheren Orts die aus den Amtsbezirken tretenden Pfarrer mehrfältig stiefväterlich behandelt würden im Vergleiche mit den eintretenden.

Kann nun alles Dieses eine günstige erfreuliche Lage für einen abtretenden Pfarrer genannt werden? — Nicht erfreulicher ist der Abtritt des Pfarrers durch den Tod.

b) Ich habe über Das, wie es bei dem Dahinscheiden eines Pfarrers ungefähr zugeht, früher [72]) *schon* Einiges angeführt. Weil ich jedoch selbst Zeuge bin, wie gerecht und schön diese Verlassenschaften doch auch behandelt worden sind: so will ich von dem entgegengesetzten Verfahren nichts weiter melden. — Aber das ist gewiß, daß ein sehr grosser Theil der Geistlichkeit mit Bangigkeit an den Tod denkt, fürchtend: wie es wohl mit der Verlassenschaft, mit den treuen Dienern, mit der Bezahlung des Schuldigen, mit den Vermächtnissen, aus bester Meinung gemacht, gehen werde. Weiß ich doch sogar den Fall, daß ein boshafter Pfarrangehöriger den todten Körper seines nur zu guten Pfarrers, als dieser auf dem „Brett" lag, bei der Fußzehe nahm, in tüchtig schüttelte, und sagte: „das muß ich thun, damit ich mir vor ihm nicht fürchte."

Männer von grossen Verdiensten, von dem besten Charakter, werden wie von Seelen-Wölfen angegriffen, und es ist oft kaum Eine Seele, welche den Muth

---

72) Oben S. 47.

faßt, die Unschuld zu vertheidigen, gemachte Fehler zu entschuldigen, den Koth der Verleumdung vom beschmutzten Verdienste weg zu wischen. Und darunter sind nicht selten Menschen, deren Geschäft und Pflicht diese Vertheidigung, Entschuldigung, Reinigung wäre.

Die Verlassenschaften verstorbener Pfarrer, wie einige andere Gegenstände der lebenden, z. B., Schuldangelegenheiten ꝛc., werden bekanntlich seit einiger Zeit von den einschlägigen Königl. Kreis = und Stadtgerichten verhandelt.

Es sey fern von mir, die dem geistlichen Stande durch dieses Privilegium zugedachte Ehre und Auszeichnung zu verkennen! Allein Jeden belehret die Erfahrung, daß diese Ehre eine sehr kostspielige sey. Denn in den meisten Sterbfällen der Pfarrer erhalten die Königl. Landgerichte die Kommission der Verhandlung des ganzen Geschäftes. Einerseits muß schon im Anfange hiedurch die Sache aufgehalten werden; andererseits verursacht diese Behandlung ganz natürlich grössere Kosten; endlich sind es ja doch wieder die Königl. Landgerichte, welche die ganze Verlassenschaft verhandeln, und das Uebrige erscheint nur als eine Formalität.

In den übrigen Fällen der lebenden Pfarrer, wie in Schuldangelegenheiten, bedarf der Pfarrer bei den Königl. Kreis = und Stadtgerichten eines Insinuations-Mandatars, eines Geschäftsführers, eines Advokaten ꝛc. meistens der grösseren Entfernung wegen, während er bei den viel näheren Landgerichten seine Angelegenheiten größten Theils selbst schlichten könnte. Und dann gehen denn doch viele dieser Geschäfte wie-

der durch das Königl. Landgericht, und verursachen auch damit wieder grössere Kosten. Ein vermögender Pfarrer hat, in der Regel, keine Schulden; und ein armer, bedrängter, oft nur muthwillig, oder boshaft geneckter kommt hiedurch nur in die Lage, ganz um sein Bischen zu kommen, ohne die Schulden damit zu bezahlen. Und wie schmerzlich muß es seinem Gefühle von Ehre und Rechtlichkeit fallen, größten Theils schuldlos, in den Augen so Vieler noch dazu um seine Ehre, sein Ansehen zu kommen! Man sage nicht, es sey nicht so! Zu gut kenne ich hiervon die bittere Wirklichkeit!

In administrativen Gegenständen steht dagegen der Pfarrer wieder mit den Königl. Landgerichten im Verhältnisse; und so auch in rechtlichen Angelegenheiten gegen seine Pfarrkinder, — eine Sache, die nichts weniger als von geringer Bedeutung ist. Welche Kostspieligkeit! Welche Verwickelung! Letztere wird um so auffallender, wenn ein Pfarrsprengel in mehrere Kreise, in mehrere Landgerichte gehört; denn in dem Einen Vaterlande, bei der nämlichen Staatseinrichtung herrscht doch allenthalben eine nicht unbedeutende Verschiedenheit der Ansichten, und der Ausführung der Gesetze und Verordnungen.

Die Abhülfe in dieser zweifach nicht erfreulichen Lage der Pfarrer ist eben nicht ganz leicht; zwar nicht deßwegen, als wäre sie an sich schwer; sondern weil sie in den neuern Staatsorganismus etwas tiefer hineingezogen ist.

Manchem Kostspieligen, manchem Bitteren würde indeß ganz gewiß abgeholfen, wenn in Erfüllung gienge,

was ich früher von den gemeinschäftlichen Kommissionen bei den wichtigsten Fällen der Geistlichen; und von den Rechten und Pflichten der Bischöfe und deren Dekane angeführt habe. [73]).

26. g. Die Lage des Oekonomie-Pfarrers in Rücksicht der neueren Kulturverhältnisse, und der Güterzertrümmerung.

Der Mensch muß essen und trinken, weil er beständig im Sterben begriffen ist; denn was sind Hunger und Durst, als der Anfang des Sterbens? Wie nun dieses Uebel, das Sterben, immer wiederkommt; so ist es mit den anderen Uebeln der Natur nicht anders [74]); kaum sind sie fortgeschafft, so erscheinen sie schon wieder.

Wie es nun im Menschen ist, so ist es mit dem, was er sein Eigenthum nennt, mit seiner Kleidung, Wohnung, mit seinen Feldern, Wiesen, Forsten rc., mit Allem: ein wahres Höllengeschäft des Sisyphus! — Kampf gegen diese Verwilderung, gegen diese Vergänglichkeit, gegen alle diese Uebel; und neue Herstellung und Erhaltung jener Produktionen, durch welche das Leben der Menschen erhalten und angenehm gemacht wird, mit anderem Worte, Kultur, ist eine so lange dauernde Nothwendigkeit dieser Welt, als diese selbst dauert. Ich nenne diese Kultur die Kultur der Erde [75]).

---

73) Oben S. 41 — 3. 46.

74) D. f. S. 55.

75) Genes. 3, 17 — 19.

Diese Erden-Kultur ist aber von dem Menschen zu führen. Dazu wird aber erfordert, daß er selbst Kultur an sich, und in sich habe. Diese seine Kultur sollte ihn zu der Kultur der Erde bewegen, und ihn darin leiten. — Die wahre Menschenkultur besteht aber ganz gewiß nicht in beständiger, erweiterter, raffinirter Genußsucht, denn diese vermehret nur die Bedürfnisse, diese Zeugen und Pforten des Todes; — nicht in Egoismus, er sey auch noch so sehr und vielfältig verfeinert, er ist ja der Sünde und alles ihres Verderbens Ursprung, Fortpflanzung und Erhaltung; — nicht in der Sucht zu herrschen, zu glänzen, gerühmt zu werden, denn das sind die ausgezeichnetsten und schädlichsten Erscheinungen des Egoismus; — nicht in irgend einer Ungerechtigkeit gegen Gott, gegen die Menschen, gegen sich, gegen die Welt. — Verständig, geschickt, thätig, fleissig, redlich, treu, theilnehmend, klug, bescheiden, mässig, gerecht, das sind ungefähr die verschiedenen Grundeigenschaften des Menschen von Kultur. Doch diese ganze Kultur wächst und gedeiht nur auf dem Boden ächter Religion. Denn nur diese hat statt des Todes Leben; statt alles Egoismus Gerechtigkeit gegen Gott, gegen die Menschen, gegen die Welt.

Ganz gewiß ist es nun aller Staats-Regierungen wichtige Pflicht, die Kultur der Erde zu beleben, zu leiten, zu erhalten, zu befördern. Hiezu ist aber die ächte Menschenkultur Bedingung; und von dieser die Bedingung aller Bedingung die Religion. Der ersten Kultur wegen muß also die zweite; und der

ersten und zweiten wegen die dritte, die Kultur der Religion befördert werden, so weit letztere in der Macht der Staatenregierungen liegt.

Wenn nun diese Staatenregierungen die Kultur der Erde, und deßwegen jene der Menschen befördert wissen wollen: so geben sie hiemit zu erkennen, daß sie im Sinne und Gefühle ihrer Pflicht handeln. — Gesetzt aber, es geschähe die Beförderung jener Kultur mittel- oder unmittelbar in damnum tertii; und wäre dieser Tertius etwa gerade derjenige, welcher nicht nur die wahre Kultur der Menschen; sondern vorzüglich die einzige ächte Grundlage aller Kultur zur befördern die hohe Aufgabe von Rechts wegen hätte; ja dieser Tertius wäre etwa über dieses der Jenige, welcher selbst um die Kultur der Erde seit langer, langer Zeit die ausgezeichnetsten Verdienste hätte: wie dann? .... Wohl unserem Vaterlande, wenn die Geschichte hierüber nichts Unangenehmes aufzuzeichnen hat! — Die uralten Rechte für Zehent, Gilten, Stiften, Grundunterthänigkeit ꝛc. wissen schon, wie es ihnen dieser Erdenkultur wegen ergangen ist; und auch Sie, Ehrwürdiger Mann! haben dieses kurz berührt [76]).

Eine sonderbare Erscheinung der jüngst verflossenen Zeit war: daß man einerseits die Arrondirungen der Landgüter auf alle Weise empfahl (eine an sich lobenswerthe Sache); andererseits durch die Zertrümmerung oft schön arrondirter Güter, dieser Arrondirung meistens geradezu entgegenarbeitete. Doch die mancherlei Erfahrungen haben diesen Zertrümmerungen denn doch größten Theils Einhalt gethan.

76) §. 9. S. 12.

Unter den vielen Nachtheilen dieser Zertrümmerungen befindet sich auch die Verkürzung und Erschwerung der Einkünfte der Oekonomie-Pfarrer. Verkürzt wurden diese Einkünfte: Denn auf kleinen Aeckern trägt der Kleingütler gar fleissige Sorge, daß statt zehn Garben nur neun, statt zwanzig nur neunzehn werden. Wie sechzig Kreuzer einen Gulden, so machen sechzig Garben einen Schober; und es bedarf bei solchen Kleinäckern eben nicht viel, damit für einen Zehentherrn der Betrug eines Schobers fertig sey. — Erschwert wurden diese Einkünfte: Die Kleingütler, besonders die neuangesiedelten, bauen allerlei; da ist Großzehent vom Wintergetreide, dort vom Sommergetreide; hier eine Gattung vom frühen, anderswo eine vom späten Kleinzehent. Wegen einem Paar Garben muß der Zehentträger öfter am nämlichen Platze seyn, soll selbe weit tragen. Eben so ist es mit dem Fuhrwerke. Der Zehentträger will grösseren Lohn; das Fuhrwerk leidet grösseren Schaden. Denn wie das Zehentzusammenführen die Menath (Zugvieh) ermüde, Wägen und Geschirr ruinire, das wissen die Zehentherrn, die Pfarrer am beßten.

Hätten nun diese Zertrümmerungen dem Staate wesentlich genützt: so könnten sich die Pfarrer noch ein Opfer gefallen lassen. Aber wir, die wir auf dem Lande, mitten in dem Landvolke lebe, und diesem Zertrümmerungsgeschäfte lang, und auf allen Seiten, und im einzelnsten zugesehen, ja hier und da selbst mitgemacht haben: wir wissen, welchen Gewinnst sie gebracht haben. Wer gewonnen hat, sind beinahe einzig die Juden-Juden und die Christen-Juden. Die Pfarrer

aber haben verloren, und am meisten noch jene Pfarrer, welche Stiften und Gilten einzunehmen haben. Ich kenne eine Gilt-Pfarrei. Was ihr sonst Ein Gut lieferte, dessen Lieferung ist jetzt beinahe unter Vierzig zertheilt. Da sind denn jetzt die Einnahmen oft 1 dl., 1 hl., $\frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{10} + \frac{1}{16}$ hl., kurz eine Einnahme, welche man Jedem für die Rechnungsmühe vergeblich anbieten würde.

Wenn mich etwa Jemand an die jetzt häufiger werdenden, mehr als ersetzenden Laudemial-Gefälle erinnern wollte: dem gratuliere ich zu diesen von ganzem Herzen!

Soll ich etwa noch an die verschiedenen, äusserst kostspieligen, Haß und Feindschaft stiftenden Kulturs- und Güterzertrümmerungs-Prozesse erinnern, in welche so viele Pfarrer im Lande wie mit den Haaren hineingezogen worden sind?! Wie viel wäre da zu sagen!

Wie wäre nun hier zu helfen? Ich antworte: Wenn Jedem das Seine gelassen, das Entzogene ersetzt, der Schaden entschädigt, so oder anders, wird; wenn die Kultur der Erde nicht für das Höchste und Wichtigste gehalten wird, „praeterit enim figura hujus mundi [77]).“

27. *h.* Die Lage des Pfarrers in Rücksicht der Stollgefälle.

Die Stollgefälle haben Aehnlichkeit mit den Gerichtssporteln. Würde auf nichts weiter Rücksicht genommen: so könnte mit vollem Grunde gesagt wer-

---

77) 1. Cor. 7, 29. — 2. Petr. 3, 7 — 13.

den. Mit dem Rechte, mit welchem der Staat Sporteln erhebt; mit demselben erhebt die Kirche Stollgefälle. Ihr saget: die Kirchenunterthanen bezahlen ihre Zehenten, wozu noch Stollgefälle? Ich sage: die Staatsunterthanen bezahlen ihre regelmässigen Steuern, wozu noch Sporteln? So ließe sich oft gar vieles hin und her torquiren. — Wen nicht Neid, Haß, oder sonst eine niedrige Leidenschaft in seinem Urtheile gefangen hält, der wird da wie dort das Rechte zu finden, und zu treffen wissen. — Was mir seit mehreren Jahren in dieser Angelegenheit bekannt geworden ist, hielt meistens nicht den Ton der unpartheiischen Forschung, und des unbefangenen Urtheils.

Sind die Stollgefälle in den Platz der Personalzehenten gekommen, wie mit Van Espen[78]) viele Canonisten dafür halten, so kann es ohnehin keinen Zweifel über das Recht derselben geben. Sind sie aber auch nur an die Stelle der in den ersten Zeiten der Kirche freiwilligen Opfer gekommen: so sind sie doch durch die Kirche selbst genehmigt und regulirt worden, und vielfältig mit Benehmung und Zustimmung der Civilregierungen. Wenn in unseren liebekalten Zeiten die Kirche auf die freiwilligen Opfer der Gläubigen warten müßte: so würde es ihr nicht viel besser gehen, als im gleichen Falle den Staaten. Ueberhaupt aber ist es dem bei weiten größten Theile des Volkes viel lieber, wenn in allen diesen Dingen Etwas festgesetzt ist; jedes weiß sich dann zu richten, um seine Sache recht zu machen.

---

78) Part. II. T. 1. c. 3. Nr. 19.

Wer aber glaubt, es seyen vorzüglich die Geistlichen schuld, daß die Stollgefälle, welche ohnehin seit alten Zeiten mehrere Gradationen haben, also eine mehrfache Wahl gestatten, so theuer sind, der irret sehr. Wie oft stellt ein Pfarrer seinen Pfarrkindern, die in dem Falle der Leichenkosten sind, vor, sie möchten das weniger Kostspielige wählen; denn vor Gott, und für die abgeschiedene Seele wäre es ja gleichviel, ob, z. B., drei Aemter, oder drei Messen bei den Leichengottesdiensten gehalten würden. Diese gewiß redliche, selbst dem Säckel des Pfarrers um etliche Gulden nachtheilige Meinung was wirkt sie? Uebel wird sie sogar dem Pfarrer genommen. Wird sie aber auch das nicht, so heißt es doch: was würden die Freunde, die Nachbarn dazu sagen? Und in der That, es giebt hierin spektakulöse Auftritte, wie mich eigene Erfahrung belehret hat. Ich kenne einen Pfarrer, welcher jede Leiche eines Armen unentgeltlich begräbt, und unentgeltlich eine hl. Messe als Leichengottesdienst hält. Glauben Sie, Verehrtester Mann! es werde hievon oft Gebrauch gemacht? Nicht weniger! Er weiß es in Zeit von 15 Jahren höchstens acht Mahle. Das Volk ist nun einmahl so! Und wie es in den übrigen Geschäften nichts „rar" findet, was nicht kostspielig ist, so ist es auch hier. Oft dachte ich dieser Angelegenheit nach, und fand, daß in solchen, und hundert ähnlichen Angelegenheiten oft der Vernünftigste, selbst der Mächtige nicht viel bewirken könne. Oft erinnerte mich das an den trefflichen jüngeren Plinius, welcher sagt: „Sit apud te honor antiquitati, sit ingentibus factis, sit fabulis quoque; nihil ex cujusquam dignitate, ni-

hil ex liberate, nihil etiam ex jactatione decerpseris" etc. [79])

Wenn nun diesem so ist, so ist es gewiß sehr unbillig, so manche Klage über die Stollangelegenheiten auf die Rechnung des Geitzes und Schmutzes der Pfaffen zu bringen; so wie manches Gerede hierüber wahrlich nicht von sehr grosser Menschenkenntniß zeugt. Ich habe in meinen verschiedenen Verhältnissen mehrere Hunderte Pfarrer und Geistliche kennen gelernt; und doch weiß ich nur von Einem (er lebt seit längerer Zeit nicht mehr) gewiß, daß er sich hier und da einige Excesse erlaubt habe. Sind in anderen Ständen nicht mehrere Exzesse: so ist das vaterländische Volk gewiß nicht schlecht daran! Und ganz gewiß: „Iliacos intra muros peccatur et extra [80])."

Wüßte übrigens so Mancher von redlichem Urtheile, wie es in Wahrheit mit den Stollerträgnissen bei sehr vielen Pfarrern sich verhalte; und würde ihm der wahre Rest dieser Erträgnisse etwa als eine Zulage zu seinem Gehalte gegeben: so würde er sich höchst wahrscheinlich gar höflich für diese vermeintliche Gnade bedanken — aus dem sehr einfachen Grunde, weil er anstatt der Schein-Summen wirkliche wünsche.

Daß es im Lande hier und da ausgezeichnete Stoll-Pfarreien gebe, das weiß ich. Doch nicht Jeder, besonders Nicht-Geistlicher, kennt die inwendige Leibes- und Seelen-Lage solcher Pfarrer. Ich habe sie theilweise kennen gelernt, und beneide Niemanden darum.

---

79) Lib. VII. epist. 24.
80) Horat. Epist. 2. Lib. I.

Sollen nun bei solcher Lage der Stollgefälle (alles Wahrhaftige hier zu offenbaren erlaubt mir der Stand der Geistlichkeit nicht, weil es als grosses Selbstlob erscheinen würde) diese noch besteuert werden? Kaum wird man erwarten, daß Jemand, welcher richtige Einsicht in dieser Sache hat, die Frage mit Ja beantworte.

Wann wird nun der Geistlichkeit in dieser unfreundlichen Lage geholfen werden? — Dann, wenn Kurzsichtigkeit, Haß, Neid, Verleumdung über die Geistlichkeit ein Ende nimmt; wenn der Wahrheit, was gerade hier, aus dem edelsten Grunde, nicht leicht ist, Zeugniß gegeben wird.

28. *i.* Ich komme nun noch zu einer wichtigen Lage des Pfarrers, des Geistlichen, nämlich im Bezuge auf die öffentliche Meinung über seine Lage.

Welche Meinung seit längerer Zeit über den Stand der Geistlichen, besonders der katholischen, im Allgemeinen erreget, belebt, genährt, und nach Möglichkeit verbreitet worden sey, dieses habe ich bereits im Anfange meines Schreibens, wie Sie, sehr Ehrwürdiger Mann! wissen, wesentlich ausgesprochen[81]). Die wichtige Ursache hievon ist allerdings mehrartiger Neid[82]). Jener Geist, und alle seine Anbeter wissen, nur zu gut, welche Wichtigkeit für das ächte menschliche Wohl der Stand der Geistlichen, der Hierarchie habe. Er weiß, daß es die Geistlichen vorzüglich sind, die, wenn sie schon von der Wolle ihre Schaafe leben,

81) Oben S. 2 — 4. 35 — 7.

82) „Invidia autem diaboli mors intravit in orbem terrarum: imitantur autem illum, qui sunt ex parte illius.“ *Sap.* 2, 24 — 5.

denn doch um das Wohl ihrer Herden sich angenommen; daß sie für die wahre Freiheit des Volkes das Meiste gethan haben[83]; daß sie deßwegen so mancher Herrschsucht, wegen welcher, nach Cäsar's Sprichworte[84]), „si violandum est jus — violandum est“ — im Wege gestanden sind, und deren bösen Folgen Einhalt gemacht haben. Darum ist denn auch dieser Stand es, welcher Satans und seiner Satelliten ärgsten Anfällen und Verfolgungen von jeher ausgesetzt war, wie die Kirchengeschichte von Anbeginn des Christenthums bis auf diese Stunde offenkundig genug darthut, — und auch künftig ausgesetzt seyn wird. So ist es diesem Stande auch vorausverkündet; aber damit auch der nöthige und tröstende Schutz versprochen worden[85]). Wer, um ein Haus einzustürzen, sich an dessen beßte Stütze wendet, thut wahrlich nicht unklug, ist aber auch ganz gewiß der ärgste Feind des Hauses.

O ich kurzsichtiger, finsterer, einfältiger Mann! solches Gezeuge noch zu glauben! noch gar in die Welt, in die hellerleuchtete, hineinzusagen! Da steh ich ja da als ein eklatanter Zeuge, daß die Geistlich-

---

83) War es nicht ein Geistlicher, der Erzbischof Langton, welcher in England die so berühmte, und so oft nachgeahmte Magna Charta gegründet und unterstützt hat? — S. John Lingard's Geschichte von England — Deutsch — III. B. S. 24 — 66. 203 — 4.

84) *Sueton.* Caesar. p. 36 Ed. *I. Schild.* 1651.

85) „Simon, Simon, ecce satanas expetivit vos, ut cribraret sicut triticum. Ego autem rogavi pro te, ut non deficiat fides tua.“ Luc. 22, 31 — 2. — „Portae inferi non praevalebunt adversus eam“ — ecclesiam — Matth. 16, 18. — Cfr. *S. Joan Chrysost.* de sacerdotio Lib. VI. c. 9. 10.

keit die Menschen nur in der Dummheit, in der Finsterniß erhalten wolle, um in dem Trüben zu fischen, in der Nacht zu krebsen! Ist denn nicht längst durch die griechisch-hebräisch-syrisch-chaldäisch-armenisch-coptisch-kritische Exegese der Satanas aus der Bibel hinaus exegetisirt? — O, wäre er doch nur aus der Geschichte, aus dem Leben, aus der Welt hinaus exegetisirt! Doch dazu reichten und reichen alle diese exegetisirenden Weltweisen nicht hin; es war weiter nichts nöthig hiezu, als — der Gott-Mensch Jesus Christus. Dieser hat dessen Macht gebrochen[86]), doch noch nicht ganz getilgt; denn auch Satanas ist einem höheren, letzten Gerichte vorbehalten[87]).

Ihm nun, doch ihm nicht allein, auch der menschlichen Herrschbegierde, und der daraus entstehenden bösen Eifersucht, ist vorzugsweise zuzuschreiben jenes vielseitige Bemühen, den Völkern glauben zu machen: *a*) die christliche Religion hätte zwar eine reine Sittenlehre; doch wäre das Uebrige, das Dogmatische, theils nur für müssige Grübler, theils für das Volk, überhaupt roh, noch der Ausbildung bedürftig, und ein Zeuge von den individuellen Ansichten des Stifters dieser Religion; *b*) in jeder Religion könne der Mensch sein Heil finden, wenn er nur reine Sittlichkeit habe; *c*) die Geistlichkeit könne zwar als Hauptgeschäft die Belehrung des Volkes haben, aber eine eigene Priesterschaft bedürfe man eben nicht; *d*) ja, wenn Jeder nach Bildung streben würde,

---

86) Joh. 11, 31.

87) Jud. Vers. 6, — Apoc. 20.

so wäre die Geistlichkeit ganz überflüssig, wie denn auch die sogenannten Gebildeten es in der That die Geistlichen fühlen lassen, was ihr, der Gebildeten, Sinn ist: „dich brauch' ich nicht, Pfaffe!" — Haben einmahl die ersteren dieser Meinungen Platz gefaßt, so folgen die weiteren von selbst. Und was soll, was kann weiter folgen, als: „Wozu Geistliche? Wozu Pfaffen? Wozu eine Hierarchie? Wozu einen Pontifex Maximus?" — Also auch ganz natürlich: „Wozu Tempel? Wozu Pfarrhöfe? Wozu Kirchengüter? Wozu Zehnten?" und so weiter!

An der Verbreitung aller dieser Meinungen arbeitete man seit langer Zeit gar fleissig, arbeitet noch mit aller Mühe und Kostenaufwand, mit aller möglichen Kraft; und, o! wäre es nur bald da, wie Jesus vorausgesagt hat: „Venit hora, ut omnis, qui interficit vos, arbitretur obsequium se praestare Deo [88])."

Das alles ist nicht etwa eine Fictio meiner gereizten Phantasie; das neue Oberhaupt unserer heiligen Kirche sagt von dieser Angelegenheit [89]): „Loquimur, quae nota, quae manifesta sunt." — Und in der That, ganz fremd in der Geschichte, in der Literatur, in den Zeitungen, in dem neueren Constitutionswesen, in dem täglichen Leben, in den verschiedenen Ständen, müßte Der seyn, welcher, sobald er nur sehen und hören kann und will, alles dieses — nicht bemerkte, nicht wüßte.

---

88) Joan. 16, 2.

89) Epistola encyclica ad omnes Patriarchas etc. Romae 24. Maij 1829.

Ganz natürlich ist es nun, sobald diese Meinungen auch im gemeinen Volke Wurzel gefaßt haben, daß es heisse: „dem Pfaffen schadet's nicht!" Und was ist es nicht Alles, das ihm nicht schadet! Es schadet ihm nicht, wenn er, wie möglich, betrogen, bestohlen wird; wenn ihm das von Rechts wegen Gehörige schlecht gereicht, oder auf gröbliche Weise vorenthalten wird; wenn er brav zahlen, Quartiere, Gemeindelasten, die indezentesten nicht ausgenommen, tragen muß; wenn ihm, dem Geistlichen, so vielfältig auch vom gemeinsten Volke die allergewöhnlichsten Achtungsbezeugungen versagt werden; wenn er in der eigenen Wohnung von verschiedenen Arten Menschen auf die niedrigste Art, und so behandelt wird, als gäbe es für ihn kein Hausrecht, als wären „Pfaffe" und „vogelfrei" ziemlich gleichbedeutende Phrasen; wenn er thätlichen Mißhandlungen ausgesetzt ist; wenn dessen Scheunen, oder Wohnungen, öfter beinahe über seinem Kopfe, abgebrannt werden; wenn seine edelsten Handlungen ignorirt, seine grossen Verdienste als nicht existirende geachtet werden; wenn das nun endlich über ihn gekommene Leiden ihm recht bitter fällt, nur trübe Tage, und schlaflose Nächte macht: das alles schadet ihm nicht; denn „seducit turbas [90])." Das sind Zeichen und Zeugen der öffentlichen Meinung über die Lage der Geistlichen, vorzüglich der Pfarrer!

Es giebt freilich noch redliche, gute Seelen! Aber welche ist ihre gewöhnlich Aeusserung? „ich möchte kein Geistlicher, kein Pfarrer seyn!" — Noch giebt es Mittel=

---

90) Joan. 7, 12.

menschen. Sie haben einen Schein von Ehrfurcht, von Ergebenheit, von Redlichkeit, nämlich um von dem Pfarrer Etwas zu bekommen; sie schwänzeln wie die Hunde, wenn der Geruch der Mittags-Suppe sich im Hause verbreitet. Man willfahre nur ihrem versteckten Eigennutze nicht, es wird sich ihr wahres Inneres bald offenbaren. Welch' eine Lage des Geistlichen, des Pfarrers!!

Wie ist aber hier zu helfen? Das ist nicht leicht! Alle mögliche Hülfe gründet sich auf das, was in diesem Schreiben bereits [91]) ausgesprochen, und im Verfolge spezieller durchgeführt worden ist. Aber auch der Geistliche selbst ist es, welcher nie vergessen darf, Wer ihn, und wohin Dieser ihn gesendet habe [92]). Er muß sich beständig erinnern, daß er, wie sein Stand, seine Kirche, seine heilige Religion, vor Allem deßwegen da ist, weil die Welt verkehrt, verderbt, sündhaft, bös, höchst elend ist. Er soll wie ein zweiter Moyses [93]), wenn das Volk gegen ihn murrt, ihn zu steinigen droht, — soll er doch noch zum Herrn für es sich wenden; soll, wenn er am Kreuze der Leiden und Verfolgungen hängt, seinem Herrn und Meister gleich, doch noch beten: „Vater! verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun [94])." — Aber welche Kraft, welcher Muth gehört hiezu! Und wie warnend zugleich für den Geistlichen ist Petrus, der Fels [95])!

---

91) Oben S. 4.
92) Matth. C. 20.
93) Exod. 17, 1 — 7.
94) Luc. 23, 34.
95) Matth. 26, 35. 69 — 75.

An alle diese Lagen (*a* — *i*) schließt sich an als traurige Folge

29. *k*. Die Lage des Pfarrers, ja der ganzen Geistlichkeit in Rücksicht des Mangels, und des Nachwuchses der Geistlichen.

Wenn ich an die Vorbilder denke, welche für die Bischöfe, und damit auch für die Pfarrer, und für die übrigen Geistlichen, theils durch die heil. Schrift[96]), theils durch die heil. Väter[97]) und andere fromme Männer[98]) aufgestellt sind; wenn ich die Noth der Zeit[99]), welche wahrlich nicht klein ist, betrachte: so finde ich die dringendste Nothwendigkeit eines guten, kräftigen, gesegneten Nachwuchses der Geistlichkeit.

Einst hieß es für die schlechten Studenten: ultima spes miles; jetzt heißt es beinahe: ultima spes sacerdos! — Nein! unsere Zeit bedarf eines ganz anderen Nachwuchses, als des Ausschusses anderer Stände. Männer voll feueriger Religion; voll christlicher Tugend; voll solider göttlicher und menschlicher Wissenschaft; voll nüchterner Kenntniß der Zeit und der Menschen; voll lebendigen und ausharrenden Muthes, die Wahrheit zu verkünden, in allen Fällen ihr Zeugniß zu geben, sie gegen jeden ihrer Gegner zu vertheidigen: solche Männer, solche Geistliche braucht unsere

96) 1. Timoth. 3. — Tit. 1. 2. 3.

97) *Joan. Chrysost.* de Sacerdotio. — *S. Hieronym.* Ep. ad Nepotianum. — *S. Ambros.* Offic. L. III. — *S. Gregorii M.* Lib. Reg. pastoral.

98) *S. Caroli Borrom.* Instruct. past.

99) „Messis quidem multa, operarii autem pauci.“ Matth. 9, 37.

Zeit. Aber sie für den Klerus zu erhalten, zu bilden, ist in der That nicht die geringste Aufgabe.

Daß das Erste dazu sey, „den Herrn der Aerndte zu bitten, daß er Arbeiter in seine Aerndte sende," darüber sind wir von Jesus Christus selbst aufmerksam gemacht, und angewiesen [100]). Doch müssen auch die Menschen; und darunter besonders die Regierenden, das Ihrige dazu thun.

Wenn aber der Stand des Klerus, wenn die Pfarrer fortwährend in solcher Lage sich befinden, wie Sie, Ehrwürdiger Mann! und ich mit Ihnen, in diesem offenherzigen Schreiben theils im Allgemeinen, theils in's Besondere dargelegt habe; wenn für das bessere, doch oft arme Talent das Studieren forthin erschweret; wenn die häusliche, die elementare, die vorbereitende, oder gymnastische Erziehung nur in Unterricht, nicht in ächte, damit innigst vereinigte christliche Disciplin gesetzt; wenn in diesen verschiedenen Bildungsanstalten die katholische Hierarchie auf die schnödeste Weise angegriffen, entehrt, möglichst verhaßt und verabscheut gemacht wird; wenn die Eltern der verschiedenen Stände, und selbst die Studenten, die täglichen Zeugen sind, wie die Geistlichen, die Pfarrer von allen Seiten gehudelt und gepudelt werden: kann da ein Nachwuchs, ein guter, ein kräftiger kommen? können da andere Aeusserungen erscheinen, als die gewöhnlich zu hörenden: „da wäre ich ein Narr, daß ich meinen Sohn studieren, und einen Geistlichen werden liesse! Mit 5 — 6000 fl. kann er sich das beßte bürgerliche Brod

---

100) Matth. l. c.

verschaffen!" und wer ist es, der, unter solchen Verhältnissen, diese Aesserungen Jemanden verargen kann? —

Doch damit ist weder dem Klerus, noch viel weniger dem Vaterlande geholfen! Oder was soll der Klerus mit einem Nachwuchse machen, dem nur von Freiheit und Gleichheit schlafend und wachend träumet? was machen mit jungen Geistlichen, denen das Erste und Letzte, die tiefgegründete Religion fehlt? welche aufgeblasen sind vom Winde mannigfaltigen seichten Wissens? denen Zucht, Ordnung, Bescheidenheit, Mässigung eine terra ignota sind? — Und was soll dem Vaterlande mit solchem Nachwuchse gedienet seyn? An Menschen, welche das Verderben der Welt erhalten, vermehren und verbreiten, haben wir ohnehin durchaus keinen Mangel! Und doch wird grossen Theils kein viel besserer Nachwuchs für die Geistlichkeit kommen, so lange, wie erinnert, die traurige, schwere Lage der Geistlichkeit nicht erfreulicher, nicht leichter gemacht wird.

Darum muß Alles geschehen, damit wir einen guten Nachwuchs von Geistlichen erhalten, einen solchen, welchen der Pfarrer nicht scheuen, sondern über welchen er sich mit dem Klerus, mit dem Vaterlande freuen darf, freuen kann. Es wird dann durch die That klar werden, was die wahre Ursache war, daß so viele Pfarrer sich keine Hülfsgeistliche halten wollten. Und wieviel Trübsal der Pfarrer wird damit verschwinden!

Sinkt aber das ächt-religiöse Leben im Volke, wie es, leider! scheint, noch ferner — und es wird und

muß sinken, wenn die Lage des Klerus nicht wesentlich und möglichst erleichtert wird —: so mag uns ein Türke [101]) über die Folgen davon belehren.

Es ist zum Erstaunen, daß unsere Weltweisen so oft ihre Bewunderung über einen Lycurg, Solon, Numa aussprechen, und doch an diesen mit Recht verehrten Männern nicht erkennen wollen, wie sehr diese selbst religiös waren, die Religion als die erste und größte Stütze der Staaten erkannt, in die Institutionen dieser Staaten eingewebt, und ihre Priesterschaft mit Ehren und Auszeichnungen umgeben haben [102]).

Wenn also die Staaten auch nur ihr Wohl verlangen: so müssen sie schon für die Religion, und wissen sie recht, was sie wollen, — für die ächt christliche Religion sorgen, und darum auch für die Hierarchie. Und ist dieses: so muß auch unser Vaterland die Lage der Geistlichkeit, der Pfarrer,

---

101) Abdullah Aga, Gouverneur von Bassora, über die Schwäche und innere Auflösung des türkischen Reichs. „Ich bin selbst ein Türke, und kenne meine Landsleute recht gut. Allen, von dem Großherrn bis zum geringsten Bauern im Reiche, fehlt es an öffentlicher Tugend und Vaterlandsliebe, und jener Religionseifer, welcher so lange noch das einzige Band bildete, das diesen unbehülflichen Staat zusammenhielt, wird mit jedem Tage schwächer..... Niemand, wie hoch auch sein Rang seyn möge, sieht in der Türkei über seinen Bart hinaus; kann er einen Weg finden, welcher ihm die Aussicht giebt, daß jener in Ruhe grau wachsen werde; so ist er schon zufrieden, und wo alle so entschieden selbstisch denken, wer soll da für die Sicherheit des Staates sorgen, für die doch ein gemeinsamer Einigungspunkt seyn muß? John Malcolm, Skizzen aus Persien. Allg. Zeit. 1829. Nr. 295. S. 1178.

102) Plutarch in dem Leben dieser Männer.

besonders der Oekonomie-Pfarrer, in ernste, billige, gerechte Betrachtung ziehen, muß — helfen. —

Nicht der Ehre, nicht des Namens wegen (was soll der Name seyn! den anzugeben ich übrigens durchaus nicht scheue), nein! meines Standes, meiner Kirche, meines Vaterlandes wegen, habe ich nach Ihnen, Ehrwürdiger Mann! veranlaßt durch Sie, und so mit Ihnen, jedoch hier und da nothwendig anderer Meinung, die wahre Lage der Geistlichkeit noch einmahl dargestellt, die Wunden, an welchen sie leidet, noch einmahl entbunden, und nach meinem beßten Wissen die so nöthige Hülfe angedeutet, mich jedoch im Bezuge auf diese gerne bescheidend, daß auch ich nicht der Einzige sey, der Alles am beßten wisse und verstehe.

Irre ich nicht: so ist die Hülfe ganz einfach, nicht sehr strenges Nachsinnen erfordernd, nicht sehr kostspielig. Man nehme Das, wenigstens nach und nach, hinweg, was über den Klerus die Uebel, die Leiden gebracht hat, noch bringt und erhält: und es ist möglichst geholfen!

Von Ihnen, sehr Ehrwürdiger Mann! herzlichen Abschied nehmend; und jetzt noch einmahl das wichtige Ganze mit ernstem Blicke überschauend, und in Einen Punkt zusammenfassend, wende ich mich noch an Dich, mein theueres, heißgeliebtes Vaterland! Ach! wie schmerzlich ist es, daß Du, seit einiger Zeit, verführt durch einen wahrlich nicht guten Geist, Dich zu der Meinung bringen liessest: Deine Religion, und

ihre Diener wollen Dich nur in verderblichen Fesseln gefangen halten; wollen nur von Deinem Fette gemächlich leben; sie seyen für Dich eine kaum zu tragende, nächstens abzuwerfende Last. Schau', ich bitte! in alle Deine Gaue hin — ich will von der höchsten Wohlthat, welche nicht Jedem der Deinigen immer die faßlichste ist, von der ächten christlichen Religion, nicht lange reden — nein! auf wohlthätige, gemeinnützige, für die Zeiten und deren Noth gut berechnete Anstalten schau; und forsche, ob Du Einen Gau finden könnest, in welchem lebendiges Christenthum, eifrige, gottaufschauende und menschenfreundliche Diener der Christus-Religion kein solches Dokument oder Monument hinterlassen haben! Freilich wohl findest Du davon nicht immer die Namen; so will es das Christenthum. Doch wenn Du an der Klaue Deinen Löwen erkennst: so wirst Du auch an der Natur dieser Monumente leicht den christlichen Sinn, leicht ihre Stifter errathen — Wer hat — nach Gott — diesen Sinn geweckt? —

Wäre es möglich, daß die verschiedenen Wildnisse, die Moräste, die Oedungen im Nu wieder daständen, welche waren, ehe noch im grauen Alterthume Deine Religions-Diener jeder Art an Spaten und Axt die emsige Hand angelegt; ehe sie Bildungen mancherlei Art in das Daseyn gerufen hatten, wäre das alles möglich: o wie wild würdest Du, theueres Vaterland! grossen Theils aussehen!

Warum seufzen so Viele der Deinigen nach jenem Zustande, welchen sie selbst noch im Andenken haben? welchen bald werdende Ruinen uns noch verkünden;

dessen Abwesenheit wir die Gegenwart mancherlei Noth mit gutem Grunde zuschreiben! Wie streng wiederlegt diese wirkliche Wirkichkeit jene Stern=Schnuppen von dem Gerede, als würde auf solchen Ruinen Dein grösseres besseres Wohl emporblühen; welches Gerede durch Mißkennen, Mißdeuten, Vergessen uralter Verdienste um Dich, durch Neid und böse Aemulation verursacht worden ist.

O Mutter Bojoaria! sind denn die, aus Dir entsprossen, welche der allgemeinen Kirche angehören, und in Dir der Menschheit, nicht bloß Einem Volke sich verpflichtet haben, nicht mehr die Deinen? Sind sie deßwegen entartet? Bewegt ein anderes Geblüt, bewegen andere Nerven ihr physisches Leben und Wirken? Hat ihnen die Kirche eine andere Seele durch die Weihe eingehaucht? Sind sie nicht mehr die biedern, prahlsuchtlosen, einsylbigen Bojoaren? — Und wenn sie es sind: warum sie stiefmütterlich behandeln? Warum das Sauere, Bittere, Lästige noch sauerer, bitterer, lästiger machen?! Nein! wenn Du willst, und in Dir Jene wollen, denen zur erhabenen Macht die hehre Weisheit, die vieläugige Klugheit, die partheilose Gerechtigkeit zu Hülfe steht; wenn Du den schmeichelnden Leidenschaften, dem süßlichen Gerede der verderblichen Zeitmeinungen nicht Dein Ohr leihest; sondern der geraden, heilsamen, beglückenden, wenn schon nicht immer angenehmen, Wahrheit: gewiß, gewiß! es wird Deinem Klerus, und mit ihm vielen, vielen der Deinigen Erleichterung werden, geholfen werden. Das Wie ist Dir, o Theuere! leicht zu finden, willst Du nur!

Und wie einst Deiner Erlauchten Einer seinen Reichthum im Reichthume seines Volkes vorwies und und nachwies; so wird Jeder dieser Erlauchten einen Theil seines Reichthums in dem etwa wiederkehrenden Reichthume seines — Deines Klerus finden. — Wer, so möchte ich ausrufen, Wer der Erlauchten der Welt darf, wie Dein Erlauchter ganz allein, ruhig und sicher unter den Deinen wandeln?! Wie! sollte der in der Noth nimmer Bojer-Herzen, bojoarischen Klerus nimmer finden?!

Nun denn, theueres Vaterland! hülf! Da kannst es, wenn Du nur willst. Bist Du selbst wieder ganz das geworden, was Du so lange warst: auch die Deinigen werden dann wieder seyn, was sie so lange waren. Dein Klerus verlangt nicht das alte Kleid vergangener Zeiten, er weiß, dieses wechsele. Doch nicht das Wesen dessen, welcher das Kleid trägt, — des Menschen, wechselt; dieser ist noch der alte in Dem, was an ihm gut, was nicht gut ist. Darum muß auch Dein Klerus wesentlich der alte bleiben. Seine Religion, ganz allen den wichtigen Bedürfnissen jedes Menschen angepaßt, ist eine ihm, dem Klerus, gegebene, durchaus unveränderliche, bis der Tag des Herrn kommt, an welchem er, der Stifter dieser heil. Religion, das Reich Gottes dem Vater übergeben, und aller sonstigen Herrschaft, Macht und Gewalt ein Ende machen wird; bis der letzte Feind, der Tod, vertilgt ist; bis der Sohn sich Ihm selbst unterworfen hat, damit Gott Alles in Allem sey[103]). Der

103) 1. Cor. 15, 22 — 7.

Klerus ist nur der Diener dieser Religion, und darf von ihren Wegen nicht abweichen, so, daß ihm nur übrig bleibt entweder der Abfall, oder „pro nomine Jesu contumeliam (et mortem) pati[104].“ Würde Dein Klerus anders wollen, — wollen wie seit lange der Zeitgeist: dann wäre er, Dein Klerus, nicht bieder, fest, treu; er wäre schlecht, Deiner nicht werth, nicht werth Deiner mütterlichen Fürsorge. Aber noch ist er treu, redlich, bieder, Dir und Deinem Wohle ganz ergeben: darum sey auch Du ihm hold! Hülf, theueres Vaterland, Bojoaria! —

Postscript.

Es erschien seit Ihrer Schrift eine andere: „Ueber mögliche Verbesserung des literärischen und financiellen Zustandes der katholischen Geistlichen im Königreiche Bayern. Von einem Freunde der Priesterschaft und des Vaterlandes. Sulzbach, in der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung, 1828. — von einem sehr edeln, und in mehrfacher Hinsicht wohlverdienten Manne.

Diese Schrift verursachte aber, ganz gewiß gegen die beßtgemeinte Absicht („Vorwort S. III.) des würdigen Herrn Verfassers, über den Zustand und die Lage der Geistlichkeit die Meinung: Als sey z. B., die literarische Bildung des Klerus im Königreiche Bayern eben nicht sehr groß; als sey die Lage, die Noth dieses Klerus viel geringer, als, z. B., Sie

104) Act. 5, 41.

in Ihrer verdienstvollen Schrift angegeben hatten; und als hätte diese Noth ihren wahren Ursprung eines Theils in dem bekannten Jammern der meisten Geitzhälse; andern Theils in einer gewissen Empfindsamkeit des Klerus, gleich dem Noli me tangere, der es immer sehr hart nehme, wenn er auch nur ein wenig belastet werde; und dritten Theils im Mangel der Sparsamkeit, im Luxus ꝛc. der Geistlichen: eine Meinung, welche ganz natürlich zur Folge haben kann: „Lasset die Geistlichen nur jammern, es ist so arg nicht! und, „Wenn sie auch ein wenig Noth leiden, sie verdienen es nicht viel anders!"

Als ich diese Schrift zum ersten Mahle las, und mich an die geäusserte Absicht des Herrn Verfassers hielt, fiel mir nicht sehr Vieles auf. Bei der erhaltenen Kunde aber über das Entstandenseyn der eben angeführten Meinung las ich die Schrift wiederholt, und es zeigten sich mir jetzt die Stellen, durch welche diese, allerdings sehr irreführende, schädliche, Meinung hervorgebracht werden konnte.

Theils nun auf das Ansuchen wohlerfahrner Männer, theil aus eigenem Triebe hatte ich mich entschlossen, diese Schrift im Bezuge auf diese entstandene Meinung hier noch zu berücksichtigen, und ihr die richtige Stellung zu geben.

In Erwägung jedoch, daß sowohl in Ihrer Schrift, als auch in diesem meinen Schreiben die Berichtigung dem theilnehmenden Mitleser sich von selbst offenbare; dann vorzüglich, als mir zufällig von einem wackeren Geistlichen das Konzept eines Briefes vorgelesen wurde, den er wirklich an einen seiner Freunde über obige

Angelegenheit geschrieben hatte: unterließ ich, meinem Entschlusse Folge zu geben; denn wahrhaftig! ich traute mir nicht zu, meinen Gegenstand so nett und angenehm zu behandeln, als es in diesem Briefe geschieht.

Mit der Erlaubniß dieses wahrheitliebenden Mannes theile ich Ihnen nun das Wesentliche dieses Konzeptes mit, wie es ist. — Noch einmahl: Leben Sie recht wohl! —

Brief eines Landpfarrers an seinen Freund in der Stadt:

Lieber Freund!

Die Welt ist ein sonderbares Kamäleon voll Widersprüche, die mir in dem tiefgewurzelten Religions- Kirchen- und Priester-Hasse ihre Vereinigung finden. Eine große Maße haßt die Religions-Diener, weil sie unbewußt die Religion selber haßt, die ihrem Stolze und ihren Leidenschaften zuwider ist. Könnte die Religion sprechen und ihr Amt selbst verwalten, so würde sie den Angriffen, die jetzt ihre Diener treffen, gewiß nicht entgehen. Mein Gott! man redet so viel von Humanität, Menschenliebe und Duldung, und duldet wirklich alle Menschenklassen und Sekten, Iner und Aner, Isten und Asten; nur die Religions-Diener sollen davon ausgeschlossen und dem Hasse preisgegeben seyn, und, weil denn die von Voltaire und d'Alembert glücklich gepriesenen Zeiten, wo der letzte der Tyrannen durch die Eingeweide des letzten Pfaffen erdrosselt werden soll, doch immer nicht nahen wollen, so sucht man

seinem Hasse durch Lästerung ꝛc. der letztern Luft zu machen. Bald sind die Pfarrer selbst lauter Geizhalse, und wenige Augenblicke nachher fast lauter Verschwender, die sich durch Fressereien und Prachtliebe in Armuth und Vergantung stürzen. Wie dieses psychologisch-anthropologische Räthsel, welches nach der alten Logik ungefähr, wie eine Contradictio in terminis aussieht, zu lösen sey, muß ich den Anklägern selbst überlassen, um auf den eigentlichen Gegenstand meines Briefes überzugehen.

Der Verfasser der Ihnen bekannten Schrift sieht meines Dünkens wohl ein, daß die Landpfarrer der Hülfe bedürfen; aber ihre Noth in ihrer furchtbaren Größe und Mannigfaltigkeit kennt er nicht. Er weiß z. B. gewiß nicht, daß es Pfarrer gebe, die sich nicht einmal für ihre Person Fleisch genug kaufen können, sondern mitunter sich mit der Kost ihrer Dienstbothen begnügen müssen. Er scheint immer in glücklichen Verhältnissen gelebt, und vielleicht noch einen oder zwei glückliche Pfarrer kennen gelernt zu haben, auf die seine Rügen über Aufwand ꝛc. passen mögen. Aber zwei oder drei Pfarrer in einer Diözese oder einem ganzen Kreise sind ja noch nicht das Corpus parochorum. Hätte er bedacht, daß es Menschen giebt, die, wenn es den Pfarrer gilt, gern aus Mücken Elephanten machen, und hätte er, wie ich die wahren Verhältnisse der Pfarrer mehrerer Gegenden kennen gelernt, oder die Noth durch eigene Erfahrung inne geworden; so würde er gewiß nicht so Unzeitgemäßes und auf die Mehrheit bezogen, so Unwahres in den Tag hineingeschrieben haben. Die Fehler, die er

rügt, sind so selten, daß es kaum der Mühe werth ist davon zu reden. Wenn Leute aus der Stadt auf Besuch kommen, so thut man freilich sein Möglichstes, um seine Armuth zu verbergen und die Gäste zu ehren. Aber wie sieht es am Pfarrer-Tische zuvor und darnach aus? Tafeln sind aller Orte, wo ich seit Jahren war, äußerst selten geworden. Unter 12 — 15 Pfarrern hält kaum Einer eine Gasterei, die dieses Namens werth ist, und dieß etwa ein- oder höchstens zweimal im Jahre, und dann meistens ohne Wein und besondern Aufwand. Jeder Bürger in Städten und Märkten hält etwas Aehnliches im Jahre, und würde gewaltig protestiren, seinen gewöhnlichen Tisch mit dem der meisten Landpfarrer zu vertauschen. Suppe, Rindfleisch und Gemüse sind auf Pfarreien, die man schon unter die guten zählt, das tägliche Uni-sono des ganzen Jahres; auf die Nacht die Ueberbleibsel vom Mittag. Voressen und Braten sind Leckerbissen nur für die Kirchweihe und die höchsten Festtage des Jahres. Die Kleidung und das Meublement fast aller Landpfarrer ist so weit von Pracht und Verschwendung entfernt, daß man sie vielmehr wahrhaft pauvre und eines Pfarrers unwürdig nennen muß. Man sehe nur die Landpfarrer an, wenn sie in die Stadt kommen! — und doch haben sie dann gewöhnlich ihre schönsten Festkleider an. Wie sehen sie zu Hause aus! Zudem sind die den Städten nächsten in der Regel noch am Beßten gekleidet. — Das Meublement kauft meistens bei Versteigerungen Einer vom Andern von Ewigkeit zu Ewigkeit her. Ein Stück steht größten Theils zum andern, wie eine Faust auf ein Aug. Das Ganze

trägt das Gepräge aller Zeitalter, und darunter auch zerlumptes Zeugs, als wenn ein uralter Trödlerladen geplündert worden wäre. —

Aber die prächtigen Pferde, Chaisen und Zugehör! — daß es Gott erbarme! Meine zwei Pferde, die im Ankauf ungefähr 182 fl. kosteten, und wegen Mangel eines dritten, das ich mir nicht kaufen kann, die Stelle von drei Pferden vertreten müssen, sind gewiß nicht prächtig zu nennen. Jeder Brauer und Fuhrmann im schlechtesten Flecken hat kostspieligere und prächtigere. Und doch sind mit meinen zwei Pferden die Pferde aller Pfarrer auf viele Stunden im Umkreise gar nicht zu vergleichen. Von einem Brauer im Markte N. werden alle Pfarrerpferde dieser Gegend nicht Pferde, sondern Böcke betitelt. — Das Lederzeug sieht dem belobten Meublement und der prächtigen Kleidung so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Das ist eine Pracht und ein Aufwand! die Sattler haben eine ganz entsetzliche Freude damit; denn sie müssen immer einen Fleck auf den andern setzen. Wie geschwächt müssen die scheelen Augen derjenigen Leute seyn, die nicht einmal diesen Glanz ertragen können! Ich kenne einige hundert Pfarrer; aber bei keinem von ihnen fiel mir der angedichtete Glanz in die Augen. Die Glanzhelden sind also ganz gewiß rari nantes in gurgite vasto, wo nicht ganz aus dem Lande der Chimeren herüber gezaubert. Eine Schwalbe macht doch in aller Welt keinen Sommer, und die Beweise ex inductione von zwei oder drei Fällen wußten die ehemaligen Logiker nach Gebühr zu würdigen. — Chaisen, weiß ich — auch in andern Gegenden Bayerns fand ich's nicht

anders — bei dreißig benachbarten Pfarrern nicht drei zu finden. Und von diesem Wenigen hat fast jede schon ein ganzes oder halbes Dutzend Pfarrer, die sich, der Schonung wegen, des Jahres etwa zwei- oder dreimal darin zu fahren getrauten, überlebt, und scheint in naher Verwandtschaft mit Noe's Arche zu stehen. Besonders bemerkenswerth ist eine solche Pfarr-Chaise 3 Stunden von hier. Sie Stand von Anno 1801 bis 1826 — das **Prius et Posterius** ist mir unbekannt — unbeweglich auf der nämlichen Stelle. Ihr Eigenthümer fuhr, wenn es Geschäfte forderten, auf dem Düngerwagen nach D. Auf die Frage, warum er sich denn seiner Kutsche nicht bediene, war die Antwort: „Ja, daß darf ich nicht; ich muß sie stehen lassen, wo ich sie fand; sie würde, wenn ich sie von der Stelle brächte, zusammenfallen, und dann hätten ich und meine Nachfolger keine Kutsche mehr.“ Sie lachen vielleicht, mein lieber Freund! hierüber; aber ich versichere Sie, es ist reine, erwiesene und erweisliche Wahrheit. Nicht einmal der Pfarrer des nahen ansehnlichen Marktes N. — der jüngstverstorbene und der jetzige — und der Stadtpfarrer von G., der mit einer großen Oekonomie versehen ist, haben Kutschen, geschweige die armen Schlucker auf dem Lande. Die meisten besitzen nicht einmal ein ganz ordinäres Schweizerwägerl, deren sich Metzger und Krämmer bedienen; sondern müssen sich zu ihren Geschäftstouren mit ihren kleinen Klee- und Graswägen begnügen. Und würde es denn eine Todsünde seyn, wenn mehrere Landpfarrer per inconcessum im Stande wären, sich Chaisen modernen oder antiken Zuschnitts anzuschaffen und wirklich

anschafften? Dann müssen die Bräuer, größern Landkrämmer, Wirthe und Honoratioren verschiedenen Ranges in großer Anzahl zur Hölle fahren. Oder sind etwa blos Laien dafür privilegirt, und von größerer Nützlichkeit für Staat und Kirche, als die Pfarrer? — Nicht von Rangsucht ist die Rede, sondern vom Bedürfniß. Wie wohl würde es z. B. manchem alten oder Kranken Pfarrer thun, der wegen Priestermangels oder zu geringer Erträgnisse sich keinen Hülfspriester halten kann, wenn er sich zu Provisuren und Filialgängen bei schlechtester Witterung, bei Kälte, Schnee und Näße, eines bedeckten Fuhrwerkes bedienen könnte, wenigstens dann, nachdem er seine Kräfte und Gesundheit im Dienste für Menschenwohl aufgeopfert hat! Allein

Galenus dat opes, Justinianus honores;
Pauper Aristoteles cogitur ire pedes.

Nun, lieber Freund! wissen Sie, denke ich, genug von der Verschwendung und Pracht des Pfarrerlebens auf dem Lande. Sie beneiden mich und meine Amtsbrüder gewiß nicht darum. Nach diesem treuen Gemälde mögen Sie die Träumereien beurtheilen, die hierüber geschrieben und gedruckt erscheinen. Schon aus dem einzigen Umstande, daß fast alle Pfarrwerber nach organisirten Pfarreien trachten, können Sie auf das glückliche oder Unglückliche Loos der Pfarrer schließen. Den Herrn Landgerichts-Assessoren wird gewiß Niemand ihre 600 fl. mißgönnen, weil jeder Gebildete weiß, daß sie dieselben höchst nöthig haben, und dabei, nach der Aeußerung der Landtagsdeputirten, sogar noch buchstäblich Hunger leiden müßen. Jetzt

stellen Sie sich vor, was die Pfarrer zu leiden haben, die, um die buchstäblichsten Hunger-Leider werden zu können, eine Menge Schulden machen müssen; von allen Seiten mehr, als jeder andere Stand, in Anspruch genommen werden, (wie sie schon aus Jeremias Schwarzrocks N. Suppenanstalt sehen können) und ein prekäres Einkommen beziehen, das sich nur auf äußerst wenigen Pfründen bis auf 600 fl. erhebt, bei der ohne Vergleich größern Mehrzahl der übrigen Pfarreien aber tief unter diese Summe steht. Mit der Schuldenlast am Herzen, und ohne Aussicht, sie bezahlen zu können — nein, da vergeht jedem rechtlichen Manne die Lust zur Verschwendung und Pracht!

Leben Sie wohl, und danken Sie der Vorsehung, daß Sie ein besseres Schicksal als die Land-Pfarrer haben!

Zur Seite 113.

Uebersichts-Tabelle

der nöthigsten Bedürfnisse eines neuanstehenden Pfarrers zur einer Oekonomie mit zwei Pferden.

Abspülhadern.
Anricht.
Aschenbehälter.
Aschentuch.
Backbretter.
Backrohr.
Backschüssel.
Backtrog, mit Schragen.
Bänke, zum Sitzen 2c.
— — Waschen.
Barometer.
Besen, aus Reisern.
Betschämmel.
Betten, für einen Gast,
— — den Knecht,
— — die Köchin,
— — zwei Mägde.
Bettstätten, und
Bettwäsche dazu.
Bilder-Tafeln, etliche.
Blachen, zum Trocknen und Ausbringen des Leinsaamens.
Bohrer, grössere, kleinere.
Borne (Barn) für Enten,
— Gänse,
— Hühner,
— Jungvieh,
Nach der Ansicht einiger H. H. Beamten { Kühe,
Pferde,
— Schaafe,
— Schweine.
Bouteillen.
Bratblech.
Bratreunen, von Kupfer, Blech.
— — Thon.
Bratrohr, von Eisenblech.
Bratspiesse.
Brechen, für Flachs und Hanf.
Bremsengeschirre.
Breun (Hirse).
Brodhänge.
Bücherstelle.
Bügeleisen, mit den Stählen.
Bügeleisenrost.
Bügeltuch.
Bürsten, für Pferde,
— Schuhe,
— Wäsche.
Butterfaß.
Dampfelkübel.
Dängelzeug.
Deckel, von Eisen, Holz, Thon für Hafen, Tiegel, Zuber.
Dreifüsse, eiserne.
Drischel.

Dunghacken.
Dungkarre.
Eggen.
Eisreisser, bei Eis statt des Radschuhes.
Ellenstab,
Enten.
Erbsen.
Essig.
Fäßchen, zum Bier, Essig, Oel 2c.
Feilen, grössere und kleinere verschiedener Art.
Feuerhunde.
Feuerzange.
Fleischbeil.
Fleischstock.
Futtersiebe.
Gabel, von Holz und Eisen,
— für Dünger,
— — Getreid,
— — Heu,
— — Küche,
— — Oefen.
Gänse.
Ganter, für den Keller.
Gartenhauen, verschiedene.
Gartenschnure.
Gerste.
— gerändelte.
Getreidkastenwägelchen.
Getreidmasse, Schäffel, Metzen 2c.
Gewichte, Pfundeinsatz v. Messing,
— einige Pfundgewichte v. Eisen.
Grasbank, mit Messer, zum Schneiden des Futtergrasses 2c.
G'sott-(Häckerling)Bank, mit Messer.
Haber.
— Truhe.
Häckel, zum Herausarbeiten der Kartoffel, Rüben.
Häfen, von Eisen, Kupfer 2c.
— von Thon.
Halsriemen, für die Kälber.
Hämmer, eiserne, grössere, kleinere.
Handbeile.
Handtücher für die Domestiquen, in der Küche, in den Ställen.
Haspel.
Hausuhr, hölzerne.
Hebringe.
Hebsäule.
Hecheln.
Heu.
Heukörbe, (Kirm).
Heuleitern, Schanzstangen, Dungbretter.

Höllhafen, von Kupfer oder Eisen.
Holz für Küche und Oefen.
Holzhacken.
Holzschlägel.
Holzschragen.
Hühner.
Hühnersteigen 2c.
Jungrinder.
Kaffee.
Kaffeebüchse.
Kaffeegeschirre.
Kaffeeschalen.
Kästen für die Kleider,
— — — Speise,
— — — Wäsche.
Kehrwische, grössere, kleinere.
Keile, eiserne.
Kerzen, von Unschlitt.
Kessel, eiserner, zum Abspülen.
— — Nudel kochen.
— kupferner zum Waschen.
— zinnener — Weihwasser.
Ketten, Brust-
— Halfter-
— Haushunds-
— Kühe-
— Schanz-
— Speer-
— Spreng-
Kochlöffelblech oder Rahme.
Körbe, verschiedene, zum Füttern, und anderen Geschäften.
Krautbrenten.
Krüge, v. Glas, Steingut u. Thon.
— Maß-
— Halbemaß-
— Wasser-
Kruzifixe.
Küchelspitze.
Kühe, sechs.
Kumpfe, für Wetzsteine.
Laternen.
Leitern, Steig-, grössere, kleinere.
Leuchter, von Messing, Zinn, Eisen.
Löffel, von Zinn, Eisen, Holz 2c.
— Back-
— Eß-
— Koch-
— Rahm-
— Schaum-
— Schöpf-
— Strauben-
Mange.
Mehlkübel.
Mehltruhe.

Melkgeschirre.
Melkstuhl.
Messer mit Gabeln,
— Eß-
— Garten-
— Küchen-
— zum Stroh-Abschneiden,
— Wieg-
Meßgeschirre, Maß, Köpfel 2c.
Milchstütze.
Milchweitlinge.
Milchweitling-Brettel.
Mödel, von Blech und Kupfer, in die Küche.
Mörser, mit Stössel, von Messing.
Mühlen, Kaffee-
— Pfeffer-
— Wind- oder Putz-
Nachttisch.
Nachttöpfe.
Nägel, eiserne.
Nagel-Eisen.
Nähkissen.
Näh- und Stricknadeln.
Nudel-Brett und Walger.
Nudelscharrer.
Ofen-Wisch und Krucke.
Oel, von Lein und Hanf.
Oelgefässe.
Oellampen.
Pfannen, von Eisen und Messing.
Pfannenheber.
Peffer.
Pefferbüchse.
Pferde, zwei.
Pferdbecken und Gurten.
Pferdgeschirre zum Fahren u. Ackern
Pferdhalftern.
Pferdkamm.
Pferd-Sattel.
Pflüge.
Pflughackel.
Pippen, von Messing und Holz.
Radschuh.
Rahmkübel.
Rechen, Garten-
— Heu-
— Streu-
Reibeisen.
Reutern, Getreid-
Riffeldocken.
Roggen.
Röste, eiserne.
Rübenstössel mit Born.
Schaafe.

Säcke, Getreid- Mehl-
Säge, Garten-
— Hand-
— Holz-
Saife.
Saile, Heu-
— Wasch-
— Zug-
Salz.
Salz- und Pfeffergefässe.
Salzkübel.
Sauerkraut.
Schaufeln, von Holz und Eisen,
— Getreid-
— Glut-
— Grab-
— Mehl-
— Scharr-
Scheeren, Garten-
— Leinwand-
— Pferd- und Schaaf-
Schleifstein, mit Gefäß.
Schmalzgeschirre.
Schnitzmesser.
Schubkarre.
Schürhacken.
Schüsseln, zum Kochen,
— — Speisen.
Schüsselkörbe (Rahmen).
Schwefel.
Schweine.
Seicher, von Blech und Thon.
Selters-Flaschen.
Sensen, Gras- und Getreid-
Sessel.
Sicheln, Gras- und Getreid-
Siebe, Getreid-
— Mehl-
— Suppen-
Spänne, Kien, Bauschen 2c.
Spannschnitzer.
Spiegel, ein Paar.
Spinnräder.
Spritzkrüge, zum Bleichen u. Garten.
Spucktrüchel.
Staubbesen.
Steften, eiserne.
Stemmeisen.
Stier.
Streichhölzer, zum Getreidmessen.
Stricke, verschiedene.
Striegel, für die Pferde,
— — das Rindvieh.
Stroh, zum G'sott und Einstreuen.
Stühle.

Stutzengläser, grössere und kleinere.
Teller, von Zinn, Thon, Holz.
Teppiche, ein Paar.
Thee-Geschirre und Seicher.
Thermometer.
Tiegel, von Thon.
Tische.
Tisch-Servietten.
Tisch-Tücher.
Tränkbehälter.
Trankgeschirre.
Vorhänge, gewöhnliche.
Vorschläge, Nägel in die Mauer zu schlagen.
Untersätzel, von Zinn und Messing.
Wage, eine grössere und kleinere.
Wägen, zwei grössere, ein kleinerer.
Waitzen.
Waschkörbe.
Wasch-Wannen, Züber.
Wassergrante, in die Ställe.
Wasserschäffel.
Wetzsteine.
Winde.
Wurfgitter.
Wurstbrett.
Zangen, Beiß-
— Breit-
— Spitz-
Zimmerzangen, Klammern.

Anmerkung. 1) Wer diese Tabelle nur mit einiger Aufmerksamkeit überschaut, der wird leicht finden, daß diese Bedürfnisse a) nur für eine sehr mittelmässige Oekonomie, b) nur für das erste Jahr berechnet, c) manche Artikel, nach Lokalverhältnissen nöthig, übergangen, d) die Bedürfnisse der Person des Pfarrers größten Theils nicht angegeben, e) die Angaben von aller Uebertreibung frei seyen. Wäre die Tabelle nicht zu weitschichtig geworden; so hätte man auch leicht die Preise angeben können. 2) Alle diese Gegenstände müssen nun jahraus, jahrein erhalten, viele vermehret werden. Es darf angenommen werden, daß, besonders in einer grössern Oekonomie, täglich etwas bricht, verdirbt, oder verbraucht wird. Welche Ausgaben! — Und doch ist noch kein Lohn der Dienstbothen 2c. mitgerechnet! —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schreiben an den Verfasser der Schrift: Über das gegenwärtige Schicksal der Ökonomie-Pfarrer in Bayern

Ingolstadt 1830

Bavar. 2412
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10378401-4